

# 20

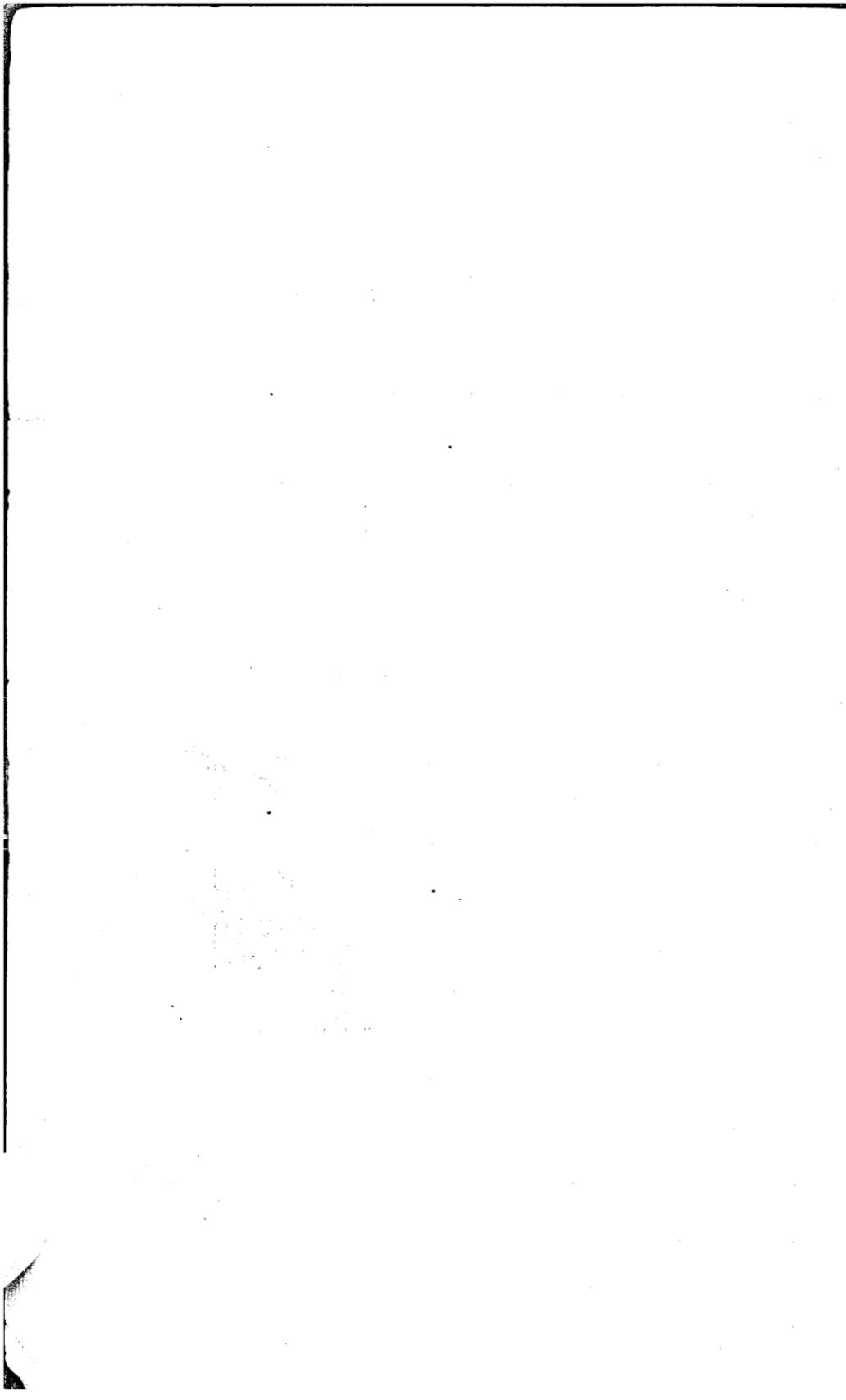
## Bilder von der Kuhberg- heide bei Znaim.

Für kleine und große Kinder  
der Heimat.

Von  
Dir. A. Urbka.



-----  
Sonderabdruck aus dem ‚Znaimer Wochenblatt‘ 1928.  
Druck von M. J. Lenk in Znaim, Schmiedgasse Nr. 10.



### **Vorwort.**

Die Heide regt an zum Nachdenken, sie offenbart ihre Schönheit dem, der sie sucht, sie zeigt ihm den Reichtum des Tier- und Pflanzenlebens und läßt ihn die herrliche Aussicht genießen. Sie führt nicht nur zur Selbsterkenntnis, sie verrät die Geheimnisse ihres Werdanges, wird nie müde im Erzählen, erschöpft sich nie im Vorführen all der Erscheinungen, die ihr Leben beinhalten und wird Ratgeberin und Freundin. Die Heide ist auch eine gewiegte Philosophin. Alles, was sie mir mitgeteilt hat, legte ich in den 20 Bildern zusammen. Sie mögen in der Heimat Beachtung finden und der Heide neue Freunde gewinnen!

Zuaim, 10. September 1926.

Der Verfasser.

# Gottes Odem auf der Heide.

## 1. Mein Lieblingsplätzchen.

Ich saß auf jenem Felsenriff zu jeder Zeit, bei Tag, bei Nacht, im Gewitter, im goldigen Schein der Sonne, verhüllt von Nebelschwaden, im Zauber des Raureiſes, im Toben der Stürme, im eifigen Hauch des starren Winters, im lieblichen Zauber des Frühlings, in der Gluthitze des Sommers, in der Zeit, als das Leben sich zur Ruhe legte, um unter dem Schneemantel des Winters die Auferstehung vorzubereiten.

Immer sprach die Heide sehr vernehmlich zu mir, am verständlichsten wurde sie mir, wenn weit und breit, so weit das suchende Auge vordringen konnte, kaum ein Tier, kein Mensch sich regte. Dann stand ich unter dem Banne des ewigen Schweigens und meine Seele war empfänglich für die Gedanken Gottes.

Wenn die Sonne hinter die Kimmung gesunken war, die Schleier des Abends sich breit machten, die Tierwelt vollends verstummte, der leichte Abendwind die Jasonia und die Armeria neben mir wiegte, dort unten in der Stadt die Glühwürmchen der elektrischen Beleuchtung aufblitzten, am Rande des Gesichtsfeldes die Schatten der letzten Wanderer vorüberhuschten, der Himmel die schimmernden Sterne als treue Wächter seiner Pracht rief und mächtig der Mond aus den Tiefen des Tales sich emporhob, da war der Augenblick, da ich als wahrer Mensch mich fühlte und stolz mir selbst genügte.

Ich träumte dann nicht, ich hielt ehrliche Zwiſprache mit Natur und Gott und war glücklich.

Ich dachte: Entweder kommt meine Seele von dort oben, dann verstehe ich es, daß ich mich hier zurecht finde oder aber ich bin selbst der Schöpfer meines Bestandes an Gefühlen und Gedanken. Dann dankte ich Gott umso freudiger und bewegter, daß er dies möglich gemacht hat und neigte mich abwechselnd in Stolz und Demut vor seiner Güte und Allmacht, stolz, weil ich sein Werk in seinem Sinne in Gang gebracht habe, demütig,

weil ich einsah, wie unendlich viel mir zur Vollkommenheit fehlte.

Und alle Schlacken sprangen in diesem Augenblicke zersplitternd von meinem Ich. Ich fühlte, daß ich hier Gott näherkomme.

Und wenn die Schatten der Nacht die Heide verschlungen haben, saß ich noch lange auf dem Stein und konnte mich nicht trennen.

Ich habe von hier aus dem Auge Gottes, der göttlichen Sonne, entgegengeschaut, wenn sie die Dunkel der Nacht zu erblicken anfing und saß hier, bis sie die Heide mit ihrem Golde voll und ganz übergossen hatte.

Dann war ich Zeuge des großen Geschehens: Die Heide wurde jubelnd lebendig und hielt ihre Morgenandacht.

Und wenn in der Sonnenglut des Mittags die heiße Luft über die Heide im leisen Schwingen zitternd auf- und niederschwebte, die Müdigkeit Tier und Blume einschläferte, von ferne eine Glocke das Aue herüberklingelte, saßte mich der Hunger nur — nach Wahrheit.

Den Hunger nach Schönheit hat die Heide immer voll und ganz in mir befriedigt und sie hielt diesen Hunger ehrlich wach, denn nach Jahren, nach vielen Jahren reißt sich in der Seele immer wieder der Hunger nach der Schönheit der Heide.

## 2. Der Heide Leben.

Die Heide jauchzt im Wonnegefühl des Lenzes, wenn die Nachtigall herzbetörend im Busche jubelt, die Heide-lerche zum Himmel emporsteigt und Hymnen singt. Die Heide hält Hochzeit im blühenden Maien, sie sorgt mütterlich für ihre Kinder im Sommer und prahlt mit Ueberschuß, sie sammelt im Herbst für die Not des Winters und schützt mit weißem, schweren Flockengobelin die letzten Nester ihres königlichen Reichthums, damit ihre Schutzbefohlenen nicht darben.

Die Heide wird im Herbst ernst und feierlich, still und melancholisch, so sehr sie im Hochsommer mit ihrer Tatkraft prökte und Sturm und Donner, Blitz und Regen, Hagelschlag und Nebeldampf trotzig entgegenschaute. Und wenn der Orkan auch noch so sehr tobte, sie schüttelte unwillig ihr dichtes Lockenhaar an Busch und Stauden, an Strauch und Baum. Den stärksten Sturm macht sie müde und reißt selbstbewußt ihren Haarichmuck unverletzt und energisch in die Höhe. Möge der Orkan

ihre knorrigen Aeste biegen und krümmen, brechen wird er sie nicht.

Sie ist das Urbild der Tatkraft der Natur!

Unbezwinglich, unbeugsam, selbstvertrauend und stolz!

Sie ist die Urheimat der Germanen, der Urgrund ihrer Kraft.

Und wenn die düsteren Tage des Spätherbstes das Allerseelenfest auf der Heide feiern, dann wird sie so ernst, todtraurig, auf ihr lastet dann der Ton unsagbar herben Wehes. Der Winter breitet über sie die Ruhe des Todes. Sie lebt wie der Mensch, aber ihre Pfade schreitet Gott!

### 3. Die Heide ist auch eine vornehme Künstlerin.

Sie malt den Frühling in Sonnengold und Goldgrün, bis sich das Grün, der Farbenton der erwartungsreichsten Hoffnung, verdichtet. Da setzen dann alle Farben des Regenbogens ein, um den überreichen Teppich der Blüten zu weben. Die Heide malt dann selbst ihr „Hohelied der Liebe.“

Bald ist sie mit einem reichen Fruchtgehänge über Stirn, Hals und Nacken angetan, in Gelb und Grün, Rot und Schwarz, zu Füßen die Korallen der mannigfaltigsten Beeren. Im Reifen der Früchte schimmern auf die sattesten Farben vom Rubinrot der Eberesche, Granat der Kornelkirsche, vom Amadin und Weintopas des Spindelbaumes, vom Malachit mit Platingrau der Schlehe, vom Hyazintgold der Mispel, zum Türkis der Holzbirne, Smaragd des Wildapfels, Drachenblutrot der Berberitze, zum Rauchtopas der Rainweide und Gagat der Frucht der Sauerrose. Ganze Wände der Hagebudden aller Arten von Heiderosen schimmern dem entzückten Auge entgegen, während den Boden die violetten Töne der Caluna, die zitronengelben Farben des Ruhkrautes und azurblaue Glockenblumen in genialer Vollendung bedecken. Das Ganze aber festigen die Lianen unserer Heideauen: der wilde Hopfen und die Clematis.

Und wenn im Herbst das Laub der Bäume längst zur Erde niedergeflattert ist, treten die bunten Farben der Heidefruchtmagazine noch mehr in den Vordergrund, sie ragen von entlaubtem Geste wie Diademe und seltsame Kleinodien, bestimmt für die Geister der Heide, bis die Schwärme der Zugvögel, die Hand des Men-

schen und die kalte Faust des rauhen Reises das Bild zerstörten. Die letzten Früchte sinken dann zu Boden, weich gebettet in die Darnen des Schnees.

Jetzt bekommt die Heide ein anderes Gesicht. Wie in kostbarstem Carraramarmor gemeißelt liegt ihr altchrwürdiges Antlitz, getreht abgeformt wie eine Totenmaske, in stillem Schlummer, bis nach den Rauhnächten die Gewalt des Eisriesen gebrochen ist. Die Heide ist das herrlichste Gedicht über die Schönheit der Natur, sie ist die größte Künstlerin, sie portraitiert sich selbst naturwahr und getreu zu jeder Stunde. Die Heide ist ein unverfälschtes Abbild des höchsten Gottgedankens, eine Welt für sich!

#### 4. Der Heidefels.

Ganz oben im Heideboden ist ein zerklüfteter Felsenriff sichtbar. Er besteht aus reinem Aplit, der die Decke des Granites der Urzeit einst durchbrochen und sich in den Spalten emporgequetscht hat. Der Granit der Urzeit war zu oberst ein echter Pegmatit, den Neonen zerbröckelten, während die feinkörnige Abart noch zu sehen ist im Umkreis des Heidefelsens. Ueber ihn flutete das Neogenmeer, er beherrschte die Steppe des Diluviums, an ihm brachen sich die Meereswellen des Tertiärs und die Stürme der Eiszeit. Er ragte im Urwald der Nacheiszeit zwischen den Baumriesen empor als starrer Zeuge der Urzeit. Und als der Wald gerodet war und der Mensch der Heide Stück um Stück zur Kultur entriß, blieb er unnahbar jedem Versuche, auch ihm um seine Leiden einen Feldgürtel zu legen. So schaut er noch heute starr, ungebeugt über die Heide in die weite Ferne. Mir ist er sehr lieb geworden. Von hier aus umspannt mein Blick das Panorama der Heimat von Fels und Au, Feld und Weinberg, Dorf und Stadt, die Malerei der weiten Ferne, das wachsende Bild der unendlichen Himmelsglocke.

Ich träumte hier, ich dachte hier ernster und tiefer, als anderswo es möglich gewesen wäre, ich wollte hier begraben sein, ich wollte hier den Helden der Heimat, die im Weltkrieg ihre Leben gelassen haben, einen würdigen Gedenkstein setzen. Es wurde nichts daraus. Langsam vergaß ich ihn beinahe. Da erreicht mich eines Tages die Nachricht, daß der Stein meinen Namen trägt. Lebhaft stelle ich mir vor, daß der finster blickende Stein darüber hellauf auflacht, als man den Meißel an seine

Stirne setzte, fing er an zu niesen und seine Oberfläche splitterte, er bekam einen Lachkrampf.

Was ist diese Reihe der Buchstaben gegen die gewaltige Größe seiner Vergangenheit, seiner Lebensgeschichte?!

Der Stein muß lachen, wenn man mit meinem Namen so wichtig tut. Und er hat Recht!

Doch ruft er uns zu: „Ich durchlebte das Werden eures Heimatbodens, ich sah das unendliche Meer, die Steppe, den Wald, die Heide, den Löwenschen, den Menschen des Mousterien, des Micoque-Zeitalters, des Aurignac, des Cro Magnon, den Bronzemenschen, den Kelten, den Germanen, die Sendlinge der Römer, die Rundköpfe des 6. und 8. Jahrhunderts, an mir rauschte das Geschehen der Menschengeschichte vorüber bis auf den heutigen Tag, aber niemals fühlte ich Veranlassung zum Sprechen. Heute aber künde ich laut in die weite Welt: Hütet eure Heimat, seid zäh im Festhalten an derselben, erhaltet ihre Schönheit, seid stark, bleibt deutsch!“ — Und ernst wie seit Urzeit blickt er um sich!

## 5. Die Heidebirke.

Links von der Kapellenmarter des hl. Antonius, mitten in einem quellenden Polster von Heidekraut, das tief in die kahle Fläche der glitzernden Geröllsteine des einstigen Meeresgrundes vordringt, stand vor Jahren eine Birke, ganz einsam auf dieser Höhe. Die Wurzeln des Baumes mußten sich wohl in dem lockeren Grunde festverankert haben, wenn der Baum da oben sich gegen den rasenden Sturm des Frühjahres und des Herbstes behaupten konnte. Man sieht es dem Stamme des Baumes an, daß er mit dem Orlan schon oft zum Zweikampf angetreten ist, denn er ist von West gegen Ost gedreht im Holzern, wie wenn er in einem Schraubstock eingeklemmt zu einem Holzseil gedreht werden sollte. Er hat sich dieser Gewalt anbequemt und lernte ihr so widerstehen. Nicht so regelmäßig wie das Geäste der Schwestern unserer Birke im Bestande der Heidemischau hoben sich die Äste biegsam, an den Spitzen abwärts strebend zur Höhe, um dann in sanften Cascaden die Blätterfluten hernieder gleiten zu lassen, sondern wirr, an unregelmäßig emporstarrenden Achsengliedern standen die Blätter der Heidebirke wie das ungekämmte Haar eines Waldmenschen. Nur an den Spitzen der Achsenteile schwebten die jüngsten Blätter abwärts, so an den Habitus der Waldbirke gemahnend. Und einer

der Hauptäste des Baumes war so stark gedreht und abwärtsgebogen, daß man die Vermutung hatte, er suche einen Stützpunkt im Heideboden, um dem Stamme im Kampfe mit dem Heidesturme zu helfen. Für eine Birke sah unser Baum recht absonderlich aus, wie ein Abenteurer, der in dieser stark mitgenommenen Gestalt über die Heide irrt und neue Händel sucht. Das kleine Buschwerk ringsum schien ihm scheu auszuweichen, es schien, als raunten sich die Büsche die Frage zu, wie sie sich dem gespensterhaften Baume gegenüber zu verhalten hätten.

Immer wieder zog der Baum das Menschenauge auf sich, wenn im Sonnenschein der leise Wind mit seinen Blüten spielte, wenn der Sturmwind es versuchte, seine abenteuerliche Gestalt vom Platze zu rücken, der Baum aber erfolgreich den Platz behauptete, wenn er von dem düsteren Hintergrunde der Wolkentwand unter dem dichten Nebelschleier sich eigenartig abhob oder im Sternengefunkel über die Heide sein Gespensterspiel trieb.

Immer wieder zog sein Bild mein Auge hin zu ihm, ich ließ ihn photographieren, malen, ich dachte an ihn, wenn vom Kuhberg die Rede war.

Eines Tages aber kam ich und suchte die Heidebirke, aber ich konnte sie nicht finden. Ich konnte es nicht glauben, daß sie nicht mehr wäre. Erst als ich zu dem verstämmelten Baumstrunk kam, mußte ich es glauben. Aus dem Eisenbein ihres Holzes, das die silbergraue Rinde umschloß, stiegen die Tränen des Birkenstoffes empor und tropften gegen die Mutter Erde ab, um ihr Antlitz zu verjüngen. Wieder einmal folgten die Menschen nicht dem Zuge der Schönheit, sondern dem ungeheuerlichen Begriffe und Worte — „Utilitätsprinzip“.

## 6. Die durstige Heide.

Monatlang hat es nicht geregnet. Fuchsröt, strohtrocken raffelt das Heidegras bei jedem Schritt, Staubwolken fegen über die Fläche. Tiefe Erdspalten gähnen dir zu Füßen tief bis in die Eingeweide der Erde hinab. Eine trocken gewordene Schlammkruste bedeckt den Grund der Schwedenlache, des kleinen Teiches im Heide-moor. Die Quellen, die in den Runsen zu Tal rieselten, sind versiegt. Tier und Pflanzen lechzen nach einem Tropfen Wasser. Die heiße Luft drückt die Lebewesen

wie ein Alp darnieder, schwerer Dunst, mit Staub und Rauch vermengt, tönt den Himmel in bleigrau ab.

Unruhig geworden, von Durst gequält, irren die Tiere auf der Heide, bis sie den Weg zum Flusse aus-  
gekundschaftet haben. Dort drängen sie sich zum Wasser. Sie verlegen ihren Wohnsitz auf den Berghang des  
Thayatales. Bald ist die Heide entvölkert. Der Mensch  
blickt trostlos in die Runde und sehnt sich nach dem  
Ausblick eines Wöllkeins. Vergebens. Die Hitze lastet  
Tag und Nacht bleischwer auf der Heide. Erhebt sich  
auch ein Wind, so treibt er dir glühende Luft ins Ge-  
sicht und brennt die Gesichtshaut wund. Die Qua-  
len werden unerträglich. Da endlich zeigt sich eine Wol-  
kenbank am Himmel. Alles Lebende atmet auf. Der  
Sturm setzt ein, die Wolken bäumen sich kolossal empor,  
der Donner rollt gewaltig, aber wie gepeitscht von  
Furien jagt der Spud davon. Immer wieder steigt  
Gewitter auf. Jetzt und jetzt glaubt man, wird die Er-  
lösung kommen. Vergebens. Da wird der Abend etwas  
kühler, nachdem den ganzen Tag die Sonne hernieder-  
gebrannt hat, als wollte sie die Heide gar entzünden.  
Die Menschen haben ihr Lager aufgesucht und wälzen  
sich ruhelos im Bette. Da grollt von Ferne der Donner,  
dann blüht es lebhaft auf, der Sturm bricht los, die  
ersten großen Tropfen klatschen an die Fenster. Jetzt  
aber gießt es unaufhörlich. Der Donner tobt, der Blitz  
leuchtet in immer kürzeren Pausen umso greller auf.  
Man hört das Wasser rauschen. Der Himmel hat alle  
Schleusen weit geöffnet. Nach Stunden wird es ruhig.  
Früh morgens aber hat die Heide ein neues Kleid an-  
geetan, verjüngt bietet sie sich deinen Blicken dar. Die  
Heide atmet auf! Man hört förmlich ihre Atemzüge,  
sie lebt!

## 7. Ein Blick in das Tierleben der Heide.

Die Sonnenglut brennt den Heideland zu feinem  
Staub, den der leiseste Windhauch wehlt und trichtert.  
Dort unter den knorrigten Heidekiefern riecht es stark  
nach Harz. Wie Bernsteinperlen glitzern die Harztropfen  
an der gefurchten Borke der Bäume. Segelfalter,  
Schwalbenschwanz, Zitronenfalter, Tagpfauenauge,  
Trauermantel, allerlei Arten der Fuchsse und viele  
andere in Farbenpracht und Bewegung den Kolibri  
der Tropen zu vergleichende Kleinschmetterlinge, unter  
ihnen der Perlmutterfalter, wiegen, schwingen sich auf  
und ab und ziehen ihre wirbelnden Bögen in der heißen  
Luft oder kauleln um die spärlichen Heideblumen. Von

den Thayatalwäldern schallt der Ruf des Kuckucks und des Birkhahns. Der Pirol schmettert munter sein: „Gugl führaus“ aus dem Geäste der hundertjährigen Kufsbäume in den sterbenden Weingärten des nahen „Hackelgrundes“. In den jungen Eichenbeständen, welche schlanke Birken überragen, gurren die Hohltauben. Dort an dem Stamme der verdorrenden Schwarzpappel rutscht der Buntspecht auf und ab. Plötzlich stößt er sich im welligen Schwunge von der zersplitterten Baumrinde und schwingt sich weit weg über den Heideboden. Von der Stadt her vernimmt man das Lachen der Möven, die über dem Fluße ihre Kreise ziehen. Vom Hohlweg herauf hebt sich der Bussard hoch in die Luft, überschlägt sich im Fluge, kommt schräg herab, schweht bedächtig über dem Heideboden und pumpt sich dann widerwillig hoch. Nicht nur Hunger, auch die Liebe treibt ihn in die Tiefe. Jubelnd schlagen bisher die Finken, flöteten die Drosseln, kletterte die Heidelerche an ihrer Melodie hoch empor, wippten im Sandgras die Bachstelzen und stolzierten die Haubenlerchen. Mit einem Schlage ist es ruhig geworden. Bald fangen die Häher an, den Bussard nachzuäffen, die Elstern schätern im Dickicht und die Krähen werden laut. Am Rande des Hohlweges schlagen die Wildkaninchen ihre Wurzelbäume und das Erdzeisel glöht mit seinen großen Augen, geblendet vom Sonnenlicht, aus seiner Höhle. Die Rebhühner rufen ängstlich in jener Wasserrumse ihre Jungen. Gleichmütig äßt der Hase im üppigen Salbeibestande des Feldraines. Plötzlich richtet er sich hoch auf, spitzt die Ohren und verschwindet in eiligen Säzen in dem Gestrüpp von Hagedorn und Wildrose.

Mir zu Füßen machen sich Kofkäfer an den Kofäpfeln des Hohlweges zu schaffen, eine mächtige Libelle schnurrt vorüber, zwischen den steifen Grasshalmen turnen allerlei Käfer, der Sandläufer sonnt sich auf einer kleinen Sandinsel, am Stein daneben hält die prächtige Brillantechse ihre Siefta und läßt die Sonnenstrahlen in den Brillanten ihres Schuppenpanzers immer neue Farbentöne entlocken. Am Rande des Hohlweges hebt der Maulwurf die Ackerkrumme, daß die Schrollen herunterieseln. Die Echse stellt sich bereit zum Kampfe. Unweit im Kornfeld knickt der dicke Hamster die Aehren und füllt sich die Backen mit der reisenden Frucht.

Der Hohlweg durchschneidet einst üppige Weingärten, jetzt kann man sie an den Fingern abzählen. Die Lücken füllen Felder mit Getreide und Grünzeug. Hier ist die Herrschaft der Heide beschränkt auf einzelne kahle Flecken zwischen Feld und Weingarten. Es sind Haufen von

Klaubsteinen, die gewaltigen Hünengräbern gleichen, die der Geist der Heide zurückerobern will. Wir steigen aus dem Hohlweg wieder empor zum Heidetümpel (Schwedenlade). Beim letzten Schritte zur Heidefläche empor machen wir noch die Bekanntschaft des Erdtrebes (Maulwurfsgrille). Er hat sich durch den plärrenden Lockruf uns verraten. Schon zirpen die Grillen, siedeln die Schrecken, von fern her erschallt die Froschkantate. Die Nachtkerzen öffnen ihre Blüten und breiten süßen Duft über die Heide. Ein vorüberfurrender Nachtfalter gemahnt uns aufzublicken. Das Feuerrot der letzten Abendstrahlen vergoldet die hellen Stämmchen der Heidebirken und läßt die lichtarüne Rinde der Kanadapappel goldgrün schimmern. Wir stehen am Tümpel. Es dunkelt. Ganze Schwärme von Schnaden fallen uns an, das Zwergschilfrohr am Wasserrande schwankt unter den Schwimmbewegungen der Froschgemeinschaft. Im dunkeln Oval der Wasserfläche schimmern die Abbilder der ersten Sterne.

Die Grünfrösche paddeln im lauen Pfuhl, nehmen die Baden voll und plärren: Ooo—aar! Die Ufen fallen mit ihrem: Uuf! ein und der Laubfrosch quetscht sein: Queck, weck recht vernehmlich heraus, während die „Grünen“ förmlich brüllen. Zu diesem Konzert trägt redlich bei der Steinlauz mit seinem weithin hallenden: „Tuit!“, ebenso die Schleiereule, die vom Turm des nahen Heidedorfes herüber gesegelt ist. Da zeichnet sich im Tümpel ein schwankender Schatten, den ein vornehmliches: „Kruitt kitt!“ begleitet. Es ist der Ziegenmelker, eine große Nachtschwalbe, die förmlich mit offenem Maule über die Heide segt und in ihrem Schlunde zahllose Insekten begräbt. Im Heidegrase glüht da und dort ein Fünkchen hell auf. Glühwürmchen weisen der Liebe den richtigen Weg. Nur ein einziger, leiser Schrei durchzittert schmerzvoll die schwüle Luft. Dann wird es langsam stille.

Flaumsfederchen nur  
 — zwei oder drei —  
 taumelten nach  
 in den Todesschrei.  
 Schnurrendes Kratzen  
 hoch im Geäst —  
 im Mondschein schaukelt  
 ein leeres Nest. —

Aus den aufgetürmten Steinhalden schleicht Mar-  
 der und Klitz zum Dorf hinab, vom Thavatal aufwärts  
 der rote Taugenichts, Fuchs. Die Mäuse sind ihm schon  
 zuwider, er holt sich ein junges Kaninchen aus der

Wand des tiefen Hohlweges. Vorsichtig schlängelt er über das Geknack der Heide. Vom Himmel schimmern ungezählte Sterne. Sie stört es nicht, daß Mord und Liebe sich hier berühren. Die Nacht hütet strenge die Geheimnisse der Heide. Am Morgen zeigt die Heide das unschuldvollste Gesicht und wiegt sich vor deinen Augen in neuer Lebensfreude, in quellender Lebenslust. Der Tod ist der Anfang neuen Lebens, das Leben der werdende Tod. Die Ewigkeit ist bedingt durch diese unwägbar kurze Schwankung zwischen Tod und Leben.

Die Heide da oben predigt diese Wahrheit seit Jahrtausenden und noch immer jeden Augenblick.

## 8. Der Heidekirchtag.

Die Heide stand im schönsten Grün. Ueberall Blütenfülle und erster Fruchtausatz. Die ganze Heide atmete Bönne und ungetrübtes Glück. Ein Morgen, wie ihn Gott geschaffen, daß die Menschen ihn erkennen. Da kam die geschwäßige Elster vom Heidekirchdorf heraufgestürzt und erzählte, daß die Menschen dort unten Kirchtag halten wollen. Seit undenklichen Zeiten hat aber immer die Heide das Erstlingsrecht auf dieses Fest gehabt. So schnell wie möglich mußte man schlüssig werden. Der Kanzler des Heidekönigs, der Igel, schickte sofort zu dessen Stellvertreter, dem gefürchteten Raubfußbüffard, damit dieser den König zum Taiding hole. Der König aber, der großhängige Uhu, wohnte weit weg, auf jenem schroffen Felsen über der Thana, wo die Menschen einst nach Silber schürften. Der Büffard stieg lertengerade empor, bis er so klein war wie eine Lerche, fing sich an im Kreise zu drehen und schoß plötzlich in einer bestimmten Richtung davon, so schnell wie der von der Vogensehne geschnellte Bolzen.

Es dauerte nicht lange, so war er auch schon zurück und brachte die Botschaft, der König könne erst eine Stunde nach Sonnenuntergang kommen. Er müsse so lange säumen, denn seine Schutzbrillen seien gebrochen.

Kaum war die Sonne untergegangen, strömten hunderte und tausende Heidebewohner vom kleinsten Käferchen angefangen, bis zum mürrischen, untwirschen Dachs vom dürren Hübel zum ragenden Heidefels.

Aller Augen waren gegen West gerichtet, die Dunkelheit nahm zu. Man konnte nicht mehr weitsehen. Plötzlich wurden die kleineren Tiere unruhig und fingen an zu zittern. Ein im Tone anschwellendes Rauschen

durchsägte die Luft und schon saß König Uhu auf seinem Steinthron und beleuchtete die Runde mit seinen großen Rundlaternenaugen. Die Tiere waren ängstlich und zage. Aber er gebietet Gottesfrieden von jetzt an bis 6 Uhr früh nach dem Kirchtag. Jede Feindschaft, jede Unart, die kleinste Schädigung des Nachbarn an Leib und Gut war bei Todesstrafe verpönt.

Und nun ging man in die Beratung ein. Es wurde beschlossen, auch dieses Jahr den Kirchtag abzuhalten. Den Tag selbst bestimmte des Königs Vertreter, der Igel. Nachdem der König befohlen, zum Kirchtag alles ordnungsgemäß herzurichten und ihn rechtzeitig von dem Tage der Abhaltung desselben zu verständigen, ließ er seine Augen in der Runde kreisen, hob sich vom Felsen und verschwand sofort im Dunkel.

Friedlich gingen die Tiere nach Hause, neben dem gierigen Fuchse das feiste Wildkaninchen ohne Furcht und Scheu, neben dem Dorndreher flog der dicke Brackfäßer, neben dem Igel kroch die fette Blindschleiche, neben dem verwilderten Kater, der jetzt unter dem Wurzelgewirre der riesigen Heideulme eine Auskocherei eingerichtet hatte — er besaß dazu die Konzession — trippelte das appetitliche Rebhuhn, kurz es war alles Freund und Bruder, Friede und Freude.

Aber dieses Gefühl war doch durch einen quälenden Gedanken getrübt. Wenn es lange dauert, bis der Kirchtag kommt, ist die Gefahr des Verhungerns gar zu nahe, das Hungern sicher. Der Ausweg der Pflanzentrost war doch zu wenig tröstlich.

So kam es, daß allerlei Tiere das kleine Kastell des Igels Tag für Tag, Stunde für Stunde belagerten und wissen wollten, wann schon der Kirchtag abgehalten wird.

Die einen sagten, die Kirschchen werden schon rot, die anderen, auch die Johannisbeeren bekommen schon rote Backen. Aber der Igel entgegnete: „Bis das Johannisfraut blüht!“

Da liefen die Tiere in die Heide hinaus und suchten und guckten und konnten nicht erwarten, bis Hartheu seine Blütenaugen öffne.

Eines Tages belagerten große Scharen von Tieren die Igelburg. Sie konnten gar nicht erwarten, bis der Hausherr seinen Dufel nach überreichem Genuße von Apfelwein ausgeschlafen habe. Endlich erschien er mit zerknickter Miene im Burgtor. Sofort hopfte der Hase heran und hielt ihm einen blühenden Johannisstrauchzweig unter die Nase. Da entschied der Igel: „Morgen ist Kirchtag!“

Jubelnd zogen die Tiere ab und bestellten schon für heute abend ein ausgiebiges Fleischessen bei Beter Heinz, der ihnen verraten hat, daß heute Mittags große Stücke Fleisch über die Grenze geschmuggelt werden und daß er auch für morgen Extrabestellungen machen werde. Diese Bestellungen müssen noch heute nacht unter Aufsicht sämtlicher Füchse des Gladnitztales herüber gepackt werden. Am Heiligenstein erwarten die Gendarmen die Füchse des Thaytates und schaffen sie ins Wirtshaus zur Ulma. Jetzt hatte die Not ein Ende. Ueberall herrschte lauter Jubel und heller Frohsinn.

Die Vorbereitungen zur Kirmes waren bald im vollen Gange. Die Spinnen woben die zartesten Stoffe für die Tanzkleider der Heidedamen. Sie waren so fleißig, daß sie sich nicht einmal Zeit zum essen nahmen und von Ameisen gesüttert werden mußten. Sie bedauerten nur, daß sie nicht mehr Füße hatten. Andere Ameisen schleppten die fertigen Stoffe in die Werkstätten der „Blattschneider“, die den Damen die Kleider nähten und anpaßten.

Für die Ritter der Heide klopfen die Schnellläufer das feinste Leder zurecht zu den noblen und dabei ausdauernden Tanzschuhen, welche die „Schusterkäfer“ herstellten.

Am Felsen ebneten Tausende und Tausende Käfer und Ameisen den Platz, bauten Bänke und Tische, errichteten Estraden für ihre Gäste, die Vögel bauten Hütten im Laube der Gestrüppe für sich und ihre Freunde und machten sich auch einen Tanzplatz zurecht, die Bierfüßler errichteten in Rasen Ruhebänke und schufen einen herrlichen Platz zum Tanze, Tournier und Sport.

Meister Hinz aber briet und schmorte den ganzen Tag, daß bei einem Haar die alte Ulme über seinem Kopfe Feuer gefangen hätte. Alle die Gasthäuser der Heide bereiteten für die Kirmesgäste das Beste vor. Im Gasthause zum Rebhuhn schenkte man echten Schallauer, die Königskerzenstauden schenkten Meth aus, das Gasthaus zur Birke sollte alkoholfreie Säfte, die Heideperle, zum Ausschank bringen. Im Gasthaus zum Fagel sollte man echten Apfelwein erhalten, zwar etwas sauer, daß schadet aber nichts, sauer macht lustig. Der Hamster hat einen Bierbraut aufgetan. Im Gasthaus zur Schaumchlade bereitete man den feinsten Obers Kaffee, Eis und Eiscaffee. Die Milch bezog sie aus der großen, weltberühmten Molkerei Bocksbart und Löwenzahn, der Deltwurm lieferte Liköre, die aber wahrscheinlich keinen Anklang finden werden. Semmeln bul Frau Regen-

wurm, und zwar geslochtene Baunzerln, guten Käse bekam man bei Frau Malve, geborene Käsepappel. Kurz, es war Alles da, was das Herz begehrt. Das Beste aber ist, daß man kein Geld brauchte. Das vorhandene war den Verkäufern zu schlecht. Sie wollten lieber Alles in Naturalien vergütet erhalten, jeder sollte mit seinen Erzeugnissen sich ausgleichen. Diese konnten die Wirte besser brauchen als Geld.

Diese Leuteschinder spekulieren auf die Nähe der Grenze, drüben verkauft man Alles gut. Dann hat der Tauschhandel noch einen anderen großen Vorteil. Weil der Zahler nicht gleich zahlen muß, wird er sorgloser, leichtsinniger und ist und trinkt darauf los, bis der Riemen für die Schnalle kein Loch mehr hat.

Am Heidekirchtag spielen drei Kapellen zum Tanze. Für die Kleintwelt spielte ein Quartett: Zikade, Grille, Schrecke und der Rosenkäfer. Der hat den Baß. Kapellmeister ist der elegante, weilschenblaue Laufkäfer.

Die zweite Kapelle dirigiert der Igel. Es ist ein Quintett, das spielt für die Zweifüßler, die besten und elegantesten Tänzer: Birol, Rohrspatz, Fint, Kuckuck und Kabe.

Bei der dritten Kapelle wirken lauter Gäste mit, die man aus dem Kirchdorf zu sich gebeten hat. Kapellmeister ist der Esel. Das Quartett besteht aus: Hahn, Hund, Schwein und Kalb. Hier tanzen die Vierfüßler. Hieher drängten sich auch die Frösche, sie konnten keinen Tanzschritt machen, was sie endlich auch selbst eingesehen haben. Sie waren sehr geschmeichelt, als man ihnen vorschlug, sie sollen sich in den Tanzpausen als Akrobaten produzieren. So gefielen sie auch den Kirmeßgästen.

Die erste Kapelle spielte auf den Kerbtieren und Schmetterlingen. Die Sandläufer paradierten in ihren samtgrünen Fräcken wie die veritablen Hofherren und drehten sich so flink mit ihren kupferroten Gamaschenbeinen im Kreise, daß sie allgemein bewundert wurden. Auch die kupferroten, weilschenblauen und schwarzbefrackten Laufkäfer machten sehr vornehme Tanzfiguren. Etwas plumper waren die Schnellkäfer, aber sie tanzten so vergnügt mit ihren Schildern, daß es sich anhörte, als ob Menschen vor Vergnügen mit der Zunge schnalzen möchten. Geradezu schwerfällig waren die verschiedenen Schwimmkäfer. Sie verwickelten sich die Beine mit ihren Dornfortsätzen und plumpften einigemal platt zur Erde zur allgemeinen Heiterkeit der Zuschauerunde. Die Wasserwanzen hüpften wie auf Krücken, den kriegerischen Bombardierkäfern waren sie im Wege. Aus

Merger über die Ungeschicklichkeit der Wanzen ließen sie ihre Artillerie spielen, was die zartbesaiteten Damen in der Zuschauerrunde arg verstimmt, so daß die Ordner einschreiten mußten.

Dagegen führten die Schmetterlinge prachtvolle Lusttänze auf, die allgemein: Bewunderung erweckten. Das bestrickende Farbenspiel und die wundervollen Evolutionen der Lusttänzer brachten die künftlerne Zytade einigemale aus dem Konzept und sie greift falsch in die Saiten ihrer Guitarre. Der Kapellmeister mußte ihr zuletzt ganz laut einen strengen Tadel erteilen.

Auf dem zweiten Tanzplatze brillierten die Tauben mit ihren zeremoniellen Tanzbewegungen, ihnen sehr nahe kamen die Bachstelzen, nur waren die letzteren sanguinischer, allerliebste tanzten die Kottehchen, die Meisen und die Zeisige. Altväterische Tänze führten auf die Spechte. Der Wiedehopf tat schon sehr modern und versucht sich im Tango.

Der Strandläufer, der auf seiner Weltfahrt auf ein Stündchen zur Schwedenlücke abgeirrt ist, erklärte, daß er so eine feine Tanzgesellschaft noch nirgends auf seinen Wanderfahrten angetroffen habe. Und das will viel bedeuten, wenn ein solcher Globetrotter sich derart äußert. Unter dem Einflusse dieser Aeußerung stieg die Stimmung bis zur Ausgelassenheit. Dem Gaste zu Ehren tanzten die Stare Schuhplattler und sangen Schnadahüpfeln dazu.

Auf dem dritten Tanzplatze ging es sehr nobel zu. Die Kaninchen und Hasen tanzten Ländler. Die Eichhörnchen Walzer und Galopp, die Igel den alten Zweischritt, die Biesel den Polsterkatz und die Füchse Schimny, der Dachs wieder den Barentanz.

Es gab auch Damentwahl. Während dieser kam auch der König mit seiner Familie auf den Platz. Eine Prinzessin wählte den Igel, wahrscheinlich in Erinnerung, wie die jungen Igel gut schmecken und tanzte mit ihm eine Runde. Aber der Cavalier war so verwirrt, daß er der Dame auf den Fuß getreten ist. Der Igelvater stellte ihn ob dieser Ungeschicklichkeit zur Rede. Da meinte der Junge: „Ja, sie hat mich so gewiß angeschaut, als ob sie mich am liebsten schon im Waagen hätte, das hat mich so unsicher gemacht.“ Nachdem Entschuldigungen seitens des alten Igels betreffend die Ungeschicklichkeit seines Sohnes nicht versingen und die Prinzessin noch immer jammerte, schickte er rasch entschlossen zu Hinz um eine Doppelportion Igelbraten. Da verklärte sich das Gesicht der Prinzessin, sie reichte dem Verbrecher die Hand zum Kusse und alles war gut.

In den Tanzpausen gab es Konzert, Vorführungen der Akrobaten, Athleten, Turner und Gaukler.

Die Solofängerin Nachtigall gab ein glänzendes Konzert, der rotrückige Bürger trat als Nachahmer der Vogelstimmen auf und erntete rauschenden Beifall, der Fint produzierte sich als Kunstpfeifer und der Star als der gewiegteste Sprachenkenner, der auf jede Frage, in jeder Sprache, die gehörige Antwort gab. Die Frösche führten Seiltänzerkünste auf, wie sie die Heide noch nie gesehen hatte. Die ungeheure Zahl 1,000.000 Ameisen führte Turnübungen (Freiübungen) in der eraktesten Weise aus, wie sie Prag u. Wien noch nicht erlebt haben. Als Bauchtänzer stellten sich Kobblutegel und Regenwurm vor. Der letztere führte unglaubliche Berrenkungen aus, sodaß ein k. Prinz staunend meinte: „Kann man den auch essen?“ Gegen Abend sangen die Frösche eine Kantate, die sehr beifällig aufgenommen wurde.

Auf der Heide war das regste Leben, die einen tanzten, waren müde und wollten die Müdigkeit nicht spüren, alle aßen und tranken, waren satt und wollten nicht satt sein, wollten nüchtern sein und tranken lustig weiter. Die Nacht rückte immer mehr und mehr vor, die Wirtshäuser waren schon beinahe ganz ausgeessen und leergetrunken und noch immer Durst und Hunger.

Die Genüsse und Aufregungen des Kirchtages machten jeden Teilnehmer zum Nimmersatt. Als dann auf der ganzen Heide schon alles, alles aufgezehrt war und nur noch in der Schenke zum Sauerampfer einige Gläschen Magenlikör bei dem großen Andrang schwer zu erreichen waren, gebar die Kirkestanne und die lange Dauer des Gottesfriedens den Gedanken: „Wenn es nur schon 6 Uhr früh wäre!“ Dieser Gedanke wurde immer deutlicher lesbar in den Gesichtern der einge-fleischnen Fleischesser, so daß zartere Naturen erschrafen und sich aus dem Staube machten. Andere folgten ihnen nach. Der Igel hat nur noch für die königliche Familie und ihr Gefolge ein Fäßchen Wein (Schallauner) gerettet, dem man beim anbrechenden Tage dort oben bei dem Heidesfels wacker zusprach. Die Unterhaltung war sehr animiert und in der Weinlaube vergaß man Ort und Stunde. Da wurde sich seines Zustandes der immer hungrige Fuchs bewußt und polterte heraus: „Wenn wir nur was zu essen hätten!“

Wie ein Ruck ging dieses Wort durch die ganze Gesellschaft. Gerade läuteten sie im Kirchdorf 6 Uhr. Beutegierig sahen sich die Herrschaften um, aber sie waren allein, ganz allein auf der Heide.

Die Tiere können nicht menschlicher sein.

## 9. Die Ruhbergheide vom Museumsfenster aus gesehen.

Breitflächig, kugelabschnittförmig ansteigend, ganz eben von den Heideauen, in Ost, Nord und West von Obstgärten umrahmt, stellt die Heide förmlich die Frage: „Weißt du auch, wozu ich einst gedient habe?“ Und da steigt vor unserem Geiste die Jahreszahl 1632 scharf umrissen empor. Schon im November 1631 herrschte gewaltige Aufregung in der Stadt als die Nachricht eintraf, Albrecht Waldstein komme im Auftrage des Kaisers, um hier Kriegsmannschaft zu werben. Er traf in Znaim am 7. Dezember 1631 mit seinem Gefolge ein, bezog das Haus der Gräfin Sternberg (jetzt Bezirkshauptmannschaft). Auch sein Astrologe Seni war mitgekommen und richtete ein Observatorium im selben Hause ein, denn Waldstein tat nie, was der Kaiser wollte, sondern nur was die Sterne ihm befahlen. In der Burg, die in Ruinen lag, fand die Dienerschaft, und zwar in den noch erhaltenen Nebengebäuden Bequartierung. Waldstein erhielt hier vom Kaiser die ausgedehntesten Vollmachten als Generalissimus in forma absolutissima und erließ hier selbst zwei Patente. Das erste Patent betraf die vorzunehmende Werbung, das zweite lockte mit Generalpardon jene Offiziere und Soldaten, die dem Feinde gezwungen oder freiwillig dienten. Waldstein war ein deutschböhmischer Convertit, der auf Religion nicht viel gab. Heere auf die Beine bringen, verstand er im Handumdrehen. Er genoß blinden Gehorsam seitens seiner Soldner, das friedliche Volk aber verachtete er herzlos. Er wollte ein einheitsliches Kaisertum schaffen, nachdem er die Fürstenmacht gebrochen, Religion und Sprache wäre Nebensache. Eines ist gewiß, daß er in diesem Reiche die erste Rolle spielen wollte. Die Liga weckte und nährte des Kaisers Mißtrauen gegen ihn unausgesetzt, bis er ihn preisgab. Die Frage des beabsichtigten Verrates am Kaiser ist noch nicht gelöst. Im hiesigen Archiv liegen ganze Convolute von Schriften über Waldsteins Schuld oder Nichtschuld. Es lohnt sich aber nicht, sich in diese Mache von Voreingenommenheit, böser Absicht und absichtlicher Entstellung zu vertiefen. Näher liegt es uns heute, darüber zu sprechen, wenn er auch schuldig gewesen wäre, ob der Meuchelmord eine der kaiserlichen Regierung würdige Art der Todesstrafe, ob die Außerachtlassung jedes gerichtlichen Verfahrens statthaft — das, was man so nennt, ist es nicht gewesen — ob es nicht mehr als Heuchelei gewesen ist, diesen Mord für eine Gnade Gottes zu erklären.

Waldstein lebte hier in Znaim sehr flott. Er war ein großer Freund der reichbesetzten Tafel und imponierte durch Aufwand, den er trieb. Die Stadt bezahlte für seine Verpflegung vom 7. bis 31. Dezember 1631 nur 4309 fl. 29½ kr. Der Ruhberg widerhallte durch die ganze Verbeizeit von geschickter Mache, für den Krieg zu begeistern, den Soldatenrock als Unterpfeand des fröhlichsten, sorglosesten und ungebundesten Lebens vorzuspiegeln. Aus allen Orten im weitesten Umkreise, aus Niederösterreich, aus Böhmen, kamen die lebenshungrigen, nach Soldatenruhm gierigen Menschen, nahmen Handgeld und verkauften sich selbst als Sklaven des blutigen Kriegshandwerkes. Und als Waldstein dann selbst erschien, um die Scharen zu mustern, widerhallten die Thabarwälder vom vieltausendstimmigen Kriegsscheule. Erst in der Schlacht, aber mit anderem Unterton, dem der Verzweiflung und Todesangst oder in Form der wildesten Flüche, wiederholte sich die Kraftäußerung der Lungen verlorener Menschen.

Der Ruhberg sah aber erst 110 Jahre später größere Abteilungen von Soldaten Friedrichs des Großen und 67 Jahre darauf die ihren Napoleon anbetenden Franzosen.

Dazwischen und später und heute noch erscholl und erschallt von seinem breiten Rücken militärisches Kommando oft und oft, aber nur bei Kriegsspiel im Frieden. Einmal nur sollte das Bild des Waldsteinslagers wieder erweckt werden. Die deutsche Heimat wollte 1913 das Schauspiel eines solchen Lagers den Znaimern und Wienern bieten. Alles war schon vorbereitet und im Zuge. Da hob der Weltkrieg das geplante Lager kurzer Hand auf. Vom Krieg selbst verspürte der Ruhberg und seine Heide nichts und das war ihm recht.

Wenn man so die Ruhbergheide entlang blickt, sieht man förmlich vor sich die Zelte, zwischen denen sich das tolle Lagerleben austobt und hört Schillers Kapuziner:

„Wenn man für jeden Donner und Blitz,  
 Den ihr Loßbrennt mit eurer Zungenspiß,  
 Die Glocken müßt läuten lassen im Land umher,  
 Es wäre bald kein Mefner zu finden mehr.  
 Und wenn euch für jedes böse Gebet,  
 Das aus eurem ungewasch'nem Munde geht,  
 Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,  
 Ueber Nacht wär' er geschoren glatt  
 Und wär er so dick wie Absolons Bopf;

Und dann: So ein hochmütiger Nebucadnezar  
 So ein Sündenvater und muffiger Keher  
 Läßt sich nennen den Wallenstein,  
 Na freilich, er ist uns allen ein Stein  
 Des Aufstoßes und Vergernisses  
 Und so lang der Kaiser diesen Friedeland  
 Laßt walten, so wird nicht Fried' im Land!...

Heißa! Suchhei! Dudeldumdei!"

## 10. Die Heide im Kriege.

Zu dem unseligen Kriege von 1914—1918 kamen sie und wühlten ihren Boden auf, um Schützengräben und Schanzen aufzuwerfen zur Übung für das entsetzliche Handwerk: Krieg. Dort hockten sie und bewarfen sich mit Granaten, schossen aufeinander hinter Drahtverhauen und stürzten die Stellungen der Feinde. Es war ein eigentümlich Spiel, das mir durch die Seele schmerzlich schnitt: Vorbereitung zum Mord mit Vorsatz.

Sie wurden oft so eifrig, daß sie sich in Wut und Mordlust hineinspielten und einander ernstlich weh taten. Die Heide sah mit verwunderten Augen zu und konnte ihr Staunen nicht bemeistern.

Recht trostlos sah sie aus mit Schützengräben und Verhau, wenn der Abend sich herniedersenkte, die Sonne schlafen ging und die Schatten über den Boden frohen. Die schrecklichen Drahtnetze hoben sich gegen Westen wie Fangnetze des graufigen Schlachtentodes, die Gräben gähnten förmlich den Geschossen entgegen, die Heide suchte durch ihr leises Beben die ihr zugesügten Wunden zu verharschen, indem vom lockeren Randteil Brocken zur Sohle rollten.

Wann wird der Graben wieder geebnet sein?

Wann? Die Antwort gab der Steinkauz, der dort oben auf der Föhre seine Prophezeiung in die Ferne rief.

Wann wird Friede?

Der Friede kam, die Gräben sind geebnet. Aber oben am Kuhberg stehen die Batterien und speien Feuer gegen den Heidegrund. Sie bringen die Geschosse zum krepieren, weil sie sonst in den Magazinen explodieren möchten, sie sind überständig.

Wie die Krähen dem Ackermann auf den Fersen folgen, suchen Kinder Sprengstücke in dem aufgewühlten Heideboden. Da eine laute Detonation und ein Knabe stürzt zur Erde.

Der schreckliche Krieg verlangt auch von der Heide ein Opfer, ein Opfer mitten im Frieden.

Da wird die Heide ernstlich böse und schüttelt sie im Zorne. Ohne Karst und Spaten ebnet sie die Gräben und niemand erkennt mehr ihre einstige Richtung. Die Heide kennt nur Frieden!

## 11. Das heidnische Totenkraut auf dem Ruhberg.

(Ein Beitrag zum Studium des Aberglaubens aus dem südwestlichen Mähren.)

Ein Frühherbsttag. Die Heide am Ruhberg schimmert fuchsbraun. Die Rispengräser, das Niedgras und das Schilfrohr der sumpfigen Stellen ziehen sich wie die Borsten am Rücken eines vorsintflutlichen Ungeheuers, die Calunabüschel wären die Wunden, die der ungesüßte Speer des Armenischen dem Koloss beigebracht hätte. Ich selbst ein Kurzflügler, der vom Rücken des Ungetüms Umschau hält. Vor mir das Panorama der Stadt und ihrer Umgebung: rechts hinter dem Gitterwerk der Bahnbrücke die Thahadörfer, dazwischen mehr links die Pappeln des Zuckerhändler Hofes, mehr rechts die Lechwitz Straße, wie der Strich in der Frisur am Hinterhaupte eines Becken, daneben Mühlraum, im Hintergrunde Tafwitz-Hödnitz, in weiter Ferne Groß-Tajar, herwärts der Turm von Naschetz und Urbau, am Hügel dort die Heide und die Schlote von Schattau, ganz links der Muckische Weingarten, dem der Vogelbauer des Eliasfelsens und darüber das Stift Pöltzenberg aufgesetzt sind, oberhalb der Granitschlucht Mannsberg, wie ein Zeigefinger nach der Kaiserstraße deutend, ringsum in der Ferne ein Dunstschleier, der seine Nebel immer näher vorschiebt, aus dem Rabensteintal das Gequiecke einer Drehorgel, sonst ein seltener Tag dieser Jahreszeit, ein Sonntag — ohne Kirchtage!

Unser zwei! Da fällt mein Blick auf drei Stauden Beifuß, frisch gepflückt und doch weit hergebracht. Ich merk' die Absicht, da werde ich gesprächig.

Drei Beifußarten zählten die Germanen unter die heiligen Kräuter: die Altraute, den gemeinen Beifuß und den Barmut. Alle drei hielt man für heil- und zauberkräftig. Sie bewahrten ihren Ruf ungeschmälert auch im Christentume. Da und dort werden sie feierlich geweiht und als Heiligtum verwahrt. Alle drei Arten führten den Namen Artemisia. Nach Plinius soll diese

Pflanze den Namen von der Gemahlin des Königs Mausolus von Karien herleiten, wahrscheinlicher führt aber ihr Name noch weiter zurück bis auf Artemis, die Göttin der Jagd. Altdeutsch *hofrun*, stammt das Wort *Beifuß* von *pi-posz* (dazugestoßen d. i. Gewürz), mittelhochdeutsch *biboz*, franz. *armoise*, *herbe de diane* (wurde als Mittel für frühe Mannbarkeit angewendet), englisch *mug-wort* (*mug* d. i. Becher, *mieglo* d. i. wärmen). Schon Plinius erzählt, wer die Pflanze bei sich trage oder an die Füße binde, der verspüre keine Müdigkeit.

Die Kraute führt auch die Namen *Eberraute*, *Zitronelle*, *Garbwurz*, *Gartheil*, *Eberreis*, *Hoffmannsbaum*, *Utrandrak*, *Gartraut*. In Deutschland finden wir sie als *Zierpflanze* auf Gräbern, im Süden als *Küchengewächs*. Diese Pflanze galt als besonderes *Schutzmittel*, um Kinder gegen *Bezauberung* und *Beschreien* zu schützen.

Das eigentliche *Beschreikraut* aber ist *Stachis recta*. Dasselbe wurde zum *Schutz* gegen *Bezauberung* als *Amulett* am Leibe getragen, oder aber unter den *Türschwelle* der Häuser vergraben, um den bösen Geistern auch den *Eintritt* in die *Wohnräume* zu wehren.

In Schassa, Bezirk *Zuaim*, *Mähren*, hat sich noch folgender *Brauch* erhalten: Um dem *Beschreien* (*Reichtum* oder *Gesundheit* ins *Gegenteil* verwandeln) *vorzubeugen*, macht man aus *neunerlei* verschiedenfarbigen *Tüchern* ein *Bündel*. Dasselbe wird um den *Hals* getragen. Den *Beweis*, ob jemand *verschrien* sei, erbringt man, indem man *neun* Stücke *Kohle* in ein *Glas* *Wasser* wirft, wobei man beim *Hineinwerfen* eines jeden Stückes von *rückwärts*, also 9, 8, 7... zählen muß. Geht die *Kohle* unter, so ist man *verschrien*. *Als* dann nehme man *Beschreikraut* zu *neunerlei* *Tüchern*, lege dies alles auf *glühende* *Kohlen* und lasse es *verbrennen*. Den *Rauch* hiervon fange man in einem darüber gehaltenen *Tuche* auf und lasse letzteres dem *Beschrienen* um den *Kopf* binden.

*Apollinaris* (1579) rühmt von der *Stabwurz*: „Der *Saft* mit *Dillöl* macht *Haar* wachsen, getrunken mit *Wein* behüt den *Menschen* für den *Schlag*, mit *Wein* *gesotten* und getrunken säubert den *Frauen* ihre *Frucht* und *Zucker* darüber *gemischt* wärmet den *Magen*, mit *Essig* und *Zucker* *gesotten*, bricht und treibt den *Stein* aus den *Blasen* und *Nieren*. Der *Geruch* vertreibt auch die *Schlangen* und der *Saft* tötet die *Würm*, ist gut für *vergiftete* *Biss*, für das *Ariemen*, für *Augenschwären* usw.“

Der *gemeine* *Beifuß*, *Mutterkraut*, wird als *Wirk* zu *Gänse-* und *Entenbraten* genommen. Die *süßlich-*

scharf schmeckende Wurzel wird vom Volk gegen Epilepsie angewendet, ebenso gegen Selb- und Wasserfucht.

Er schützt das Haus vor Feuer und Blitzgefahr, baumelt heute noch weltverloren am Hüterzeichen der Weingärten als Schutzmittel gegen Hagelschlag und ist ungemein zauberkräftig. Ein aus Weisfußwurzeln geflochtener Gürtel, der sogenannte Johannisgürtel, überträgt, wenn er von einer kranken Person in die Flammen des Johannisfeuers geworfen wird, alle Leiden des Patienten auf das Feuer und macht gesund. Am Johannistag sollen unter der Wurzel des Weisfuß Kohlen gefunden werden, die, wenn sie unter gewissen Beschwörungen gehoben werden, sich in Gold verwandeln. Weisfuß im Hause treibt den Teufel in die Flucht und Weisfußwurzel über dem Tore seit das Haus gegen alle Uebel und Ungeheuer. Beherrte Milch und Eier werden durch einen Schlag mit dem Weisfußstengel entzaubert, ebenso die gebannte Flinte.

Nach Apollinaris hilft Weisfuß in Kindsnöten und ist mit Feigen und Myrrha in Wein gelegt gut für kalten Magen.

Die dritte Art Weisfuß, Wermut, heißt auch Asenkrant, Esenkrant, Grab- und Totenkrant, Wiegenkrant, oder kurz „Wärmte“ oder Absinth. Das letztere Wort ist abgeleitet von Absus, einem Fluß in Palästina. Im Althochdeutschen hieß die Pflanze werm=not, im Altertum war sie der Isis geweiht, deren Priester bei öffentlichen Aufzügen Wermutzweige trugen.

Bei uns gehört der Wermut zum Weibbunde, d. h. zu den Kräutern, welche auf Maria Himmelfahrt in den katholischen Kirchen geweiht werden. Er dient zur Bereitung des Absinths, als Stomachikum bei schlechter Verdauung und zum Denaturieren des Salzes. Die Pflanze wurde im Herentwesen vielfach als Bestandteil der Herensalben und -Tränke verwendet und soll wüste Träume, flüchtigen Wahnsinn, ja selbst Tobsuchtsanfälle bewirkt haben. Im Heidentume wurde sie beim Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt und diente später zum Schmuck und zur Zierde den Totenbahnen. Sie wurde auch auf Gräber gepflanzt und ist das Sinnbild der Traurigkeit und Wehmut.

Rückert singt:

O Scheiden, o Meiden, du bitteres Kraut!  
Wer hat dich zuerst im Garten gebaut?  
Kommt er nichts Besseres ziehen?  
Er hat dich mit feinen Augen betaut,  
Davon bist du gediehen!

Nach Apollinaris hat Wermut ähnliche Wirkungen wie Beifuß, weiter: „Gestossen und gemischt mit Honig über die Augen gestrichen, macht sie klar, mit Saug gestossen und Stabwurz wehret, daß das Haar nicht ausfällt.“

Wermut setzt man auch dem Biere zu, läßt ihn im Most zergären und erzeugt so Wermutwein. Unsere Gegend zeigt starke Kolonien dieser Beifußart, ein Zeichen, daß man in alten Zeiten ungemein viel auf dessen Heilfräftigkeit hielt. Nach Simon-Werningrode ist Wermut ein wesentlicher Bestandteil der Schweizerpillen und des Absinthz, dieses beliebten Likörs, wovon fünf Sorten in den Handel kommen. Die Fabrikation des Schweizer Absinthz reicht bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts und hat sich bisher im Kanton Neuenburg im Val Travers erhalten. Der meiste Absinth geht nach Frankreich und England. Er wirkt um so schädlicher auf den Körper, als man bestrebt ist, ihm durch Zusatz von Kupferbitriol eine schöne grüne Farbe zu geben.

Dies alles zog durch meinen Sinn, als ich der drei Beifußstauden gewahr wurde. In diesem Augenblicke sprach mehrtausendjähriges Heidentum zu mir so laut und vernehmlich, daß ich stußte. Die Zweige lagen nämlich in der Nische einer Marterssäule unter dem Bilde des heiligen Antonius. Der christliche Sinn und der heidnische Gedanke haben hier geopfert. Wer weiß, was den Geber drückte? Hatte er einen kranken Fuß, oder hatte ihn die Wassersucht befallen? War er „verschrien“, oder ist ihm jemand gestorben? Ich spähte im Kreise umher, kein Mensch sonst zu sehen; gleichmütig schaute der heilige Antonius über das mehrtausendjährige Heidentum hinweg auf die dunkelnde Heide. Die Lilie in seiner Hand bezeugte, daß er an diesem gotteslästerlichen Werke ganz unschuldig sei und ich glaubte es ihm. — Da krächzte im Walde — Wotans Munin!

## 12. Rund um den Kuhberg herum.

Von Wien erreicht man in zwei Stunden mit der Nordwestbahn die an der Thaya gelegene Stadt Znaim. Für einen Wiener war die Tour eine der idealsten Sonntagspartien. Rollt der Zug über die 45 Meter hohe, auf fünf Pfeilern gelegene Thayabrinne, so belehrt uns ein rascher Rundblick über Naturschönheiten, die hier ein wenig gefanntes, verborgenes Dasein fristen. Zielber-

heißend ist der Blick die Thaya aufwärts, flußabwärts  
 leuchtet uns der mächtige Bau der einstigen Prämon-  
 stratenser Abtei Klosterbruck mit dem reichen Kranze der  
 Ortschaften des gesegneten Thayabodens entgegen, vor  
 uns steigt die Stadt amphitheatralisch die riesigen  
 Gneisblöcke empor. Reste alter Ringmauern, Bastionen,  
 der Heidentempel, die ragenden Kirchtürme und die  
 rußigen Schote sind zerstreut zwischen uralte Bauten,  
 mittelalterliche derbe Patriziersitze und hochmoderne  
 Häuser. Bald wird es uns klar, daß wir es hier mit  
 einer der ältesten mährischen Städte zu tun haben. Doch  
 wollen wir heute uns nicht in seine reiche Vergangen-  
 heit versenken, sondern den herrlichen Tag zu einem  
 Spaziergang ins Thayatal ausnützen. Am Realgym-  
 nasium vorüber, die alte Markgrafenburg zur Linken  
 lassend, gelangen wir an den Rand des Granitztales.  
 Vor uns klafft eine tiefe Schlucht, in welche die moderne  
 Gartenkunst die herrlichsten Wege eingezeichnet hat. Jen-  
 seits der Schlucht thront das Stift Völtenberg, zu dem  
 sich die Folge der vierzehn Leidenstationen Christi ma-  
 lerisch emporwindet. Wir steigen knapp unter der Burg  
 den „Schipkapaf“ abwärts, um die Talsohle zu errei-  
 chen. Ueber eine Brücke am Fuße des Burgberges treten  
 wir unter den Glaskesseln, der die „hängenden Gärten  
 der Semiramis“ trägt. Es sind dies kunstvoll zwischen  
 den zerklüfteten Felsen des überhängenden Berges ein-  
 gefügte Terrassen mit lieblichem Flor. Zwischen der  
 Thaya und den hochgetürmten Felsen gelangen wir zum  
 Rabenstein, einem uralten Gasthaus unter mächtigen  
 Linden, berühmt durch die merkwürdige Steinbildung  
 des Riesenkopfes. Dies ist ein Felsgebilde, das voll-  
 kommen die Umrisse eines Menschenkopfes mit deutlich  
 ausgeprägten Gesichtszügen zeigt. Es geht die Sage:  
 Ritter Seyfried, der den Räuber der Mädchenehre seiner  
 Schwester getötet hat, floh mit seinem Vater und ver-  
 irrte sich im dichten Tann. Sein Vater wurde gefangen-  
 genommen, während es ihm gelang, bis zum Raben-  
 steine vorzudringen. Hier stand das Schloß der Fee  
 Margutta. Die Fee fand den Ritter ohnmächtig auf der  
 Wiese hingestreckt, sie pflegte ihn und nahm ihn dann  
 zum Manne. Sie lebten überaus glücklich miteinander,  
 bis zu jenem Tage, an welchem ein alter Diener des  
 Hauses die Nachricht brachte, daß Seyfrieds Vater in  
 der Znaimer Burg gefangengehalten werde. Seyfried  
 erstürmte die Burg, fand aber seinen Vater im Burg-  
 verliese — enthauptet vor. Wahnsinn umnachtete seine  
 Sinne. Als er zur Burg Marguttas zurückkam, fand er  
 seine Kinder spielend auf der Wiese.

Dreien zerschellte er den Kopf an dem grauen Felsen. Als er das vierte Kind töten wollte, erschien die Fee, sie entriß ihm das Kind und verwandelte ihn durch ihren Fluch in Stein. Heute noch starrt sein Auge wirr ins Leere, es glüht mit blutigem Scheine in finsterner Gewitternacht.

Früher war der Rabenstein der Znaimer Prater. Die Konzerte, das Männenfest, die Volksfeste bildeten einen mächtigen Anziehungspunkt für die Znaimer. Fremde können sich von dem wunderlieblichen Orte kaum trennen, wenn die Sonne hinter die Einsiedelleiten gesunken ist und die bewaldeten Kuppen sich auf dem flammenden Hintergrunde scharf abzeichnen.

Von der Ferne klingt's verloren  
Wie das Krähen eines Hahnes —  
Wieder zieht durch die Bäume  
Ein verstärktes Dämmerrauschen.  
Leise schaufelt sich der Nachen  
In dem Schilfe an dem Pflöcke — —  
Mählig blässer wird das Mondlicht.  
Spielend treiben Nebelstreifen  
Mit den unruhvollen Schatten  
Mystisch eiliges Getändel.

Das lustige Treiben der Badenden hemmt unsere Schritte. Wer hier ein Bad genommen, den zieht es unwiderstehlich wieder in die leise rollenden Thayafluten. Doch heute gilt es, durch den kühl-dämmerigen Waldweg des Lederhausgrabens emporzusteigen zu den rätselhaften Überresten längst vergangener Jahrhunderte. Ich meine das sog. Markomannenlager. Die vage Annahme, daß hierher das Strabonische Castrum phurgisatis zu verlegen sei, zeitigte die Idee eines Markomannenlagers. Mächtige Bücherwürmer sehen in diesen Wälden die Ueberreste von Terrassen eines zugrunde gegangenen Dorfes. Die Terrassen trugen Weinreben gerade so wie dies heute noch am Pöltenberge der Fall ist. Urkunden im Stifte Pöltenberg bestätigen die Richtigkeit dieser Erklärung, verwilderte Weinreben im Walde zeugen vom Leben vergangener Tage. Das Volk aber nennt diese Trümmer Teufelsmauern, die der Teufel selbst aufgeführt hat, um der Verbreitung des Christentums Einhalt zu tun. In seiner Wut riß er als unüber-schreitbare Grenze den tief gähnenden Graben des Salamandertales in die Erde ein, den wir vom Königsstuhl aus erreichen. Der Königsstuhl ist einer der herrlichsten Aussichtspunkte des Thayatales, inmitten der gewaltigen Felsenwelt voll wunderlicher Formen. Tief

unter uns Steinhalden, ein wahres Steinmeer bis zur Thaya, überwuchert von den köstlichsten Blumen, wie Diptam, Immenblatt und Fingerhut, während vor uns die welligen Waldkuppen in der Ferne tiefgrün verbämmern. Wir steigen gegen die Teufelsmühle in das düstere Salamandertal. Seit der Teufel seinen Spul hier aufgegeben hat, begegnet man an Sonntagen ganze Scharen fröhlicher Menschen, welche an der Ruine der Teufelsmühle vorbei zur Engelsmühle und von da aus ins Pöstenberger alte Bräuhaus eilen.

Die enge Schlucht des Salamandergrabens ist überreich an düsteren Reizen. Von den zu schwindelnder Höhe getürmten Felsen raunen die Wipfel der Bäume und halten Zwiegespräch mit dem strömenden Bache, welcher da über riesige Blöcke hüpfet, dort gegen die Felsen in unbändigem Zorne seine Wellen peitscht, hier in einem Felsenbecken der Ruhe pflegt, um dann polternd und glucksend in eiligen Kaskaden zur Tiefe zu stürzen. Düsteres Dämmerlicht des üppiigen Haags geleitet uns bis zur Thaya, welche hier ihre Fluten vor dem Wehr der Trausnitzmühle staut. Seeartig erweitert, spiegelt sie getreulich wider die Bäume des Haags, die Steine der Halden.

Von der Trausnitz führt steil hinauf der Touristensteig zum Sealsfeldstein. Bequemere Naturen mögen den markierten Weg einschlagen. „Wohin wir blicken“, sagt O. Meister, „umgibt uns Baumwuchs und Buschwerk und flötender Vogelsang und aromatischer Waldesduft erfüllt die Luft. In die süßen Lieder der minnesingenden Nachtigall mischt der orakelkundende Ruckuck seinen schelmischen Prophetenruf, der ungesellige Specht seine einförmigen Hammerschläge.“ Eine herrliche Waldallee bringt uns auf die Höhe des Berges. Plötzlich stehen wir auf einer balkonartig vorspringenden Steinplatte, berauscht und entzückt von dem sich darbietenden Panorama. Die weichevolle Stille des Waldes mit seinem Teppich von Heidelbeeren und Eriken läßt das Rauschen der bergtief rollenden Thaya zu unseren Füßen nicht empordringen, uns gegenüber ist der Schlund des Teufelsgrabens geöffnet, rechts darüber thront der Königsstuhl, rechts von uns die Trausnitz, ostwärts zieht das Silberband des Flusses und darüber Quaim und Pöstenberg. Von Westen starrt uns die Wildnis der Trümmerhalden an, durchwirkt von üppigem Waldwuchs. Ueber dem Ganzen Sonnenschein und tiefe Stille. Du fühlst den Odem Gottes. Gleich neben dem Balkon steht eine Felsplatte, welche die Inschrift trägt:

B  
 Den Manen  
 unseres großen Landsmannes  
 Charles Sealsfeld  
 gebor. zu Poppitz am 3. März 1793,  
 gestorben zu Solothurn den 26. Mai 1864.

Das also ist der Sealsfeldstein, der Lieblingsaufenthalt des jungen Postel, der in seiner Verzweiflung hierher floh, um dem Drängen der Mutter auszuweichen, daß er Priester werde. Hier hat er seine meisterhafte Schilderung der Natur abgelauscht, hierher muß sein Geist in den Stunden stiller Wehmut aus dem fernen Westen gar oft geschwebt sein. Nicht weit von dem Steine liegt das Siegfelsfeld, Eigentum der Familie Postel. Nach diesem Felde nannte sich Postel in Amerika Sealsfeld und in Solothurn erbaute er sich ein Haus, das bis ins Detail sein Vaterhaus kopierte. Die glühende Liebe zur heimatlichen Scholle hat ihn zum Dichter gemacht.

Von hier führt uns ein herrlicher Waldweg nach Poppitz, wo Sealsfelds Geburtshaus mit einer Tafel bezeichnet ist. In dem freundlichen Dörfchen ist es gut zu weilen bei kühlem Wein und schwarzem Roggenbrot. Wir wenden uns gegen den Kuhberg, von dessen Plateau wir eine herrliche Rundsicht genießen. Muß das hier ein wildbewegtes Leben gewesen sein, als Wallenstein am Kuhberg die Werbetrommel schlagen ließ.

Es dämmert, tiefe Stille ringsum, nur die aufgescheuchte Heidelerche flattert geräuschvoll auf. Vor uns blüht in dem amphitheatralisch aufsteigenden, großartigen Bilde der Stadt Znaim ein elektrisches Glühwürmchen nach dem andern auf, bis die ganze Bildfläche von funkelnden Sternen übersät ist. Drüben hinter dem mächtigen Rahmen der Thayabrücke träumt verformt das Massengebäude des alten Stiftes Klosterbruck von vergangener Tage Ruhm und Pracht und in seinem Schatten schlummern die Thayadörfer friedlich wie brave Kinder, das Ganze ein Bild, das dir in die Seele dringt.

### 13. Die Heide der Einsiedeleiten.

Die Kuhbergheide dehnt sich weit gegen Süden neben Konitz, Poppitz, Raidling über Gnadlersdorf bis zum hl. Stein bei Mitterregbach aus. Der Kuhberggang ist nächst der Stadt nicht zu steil, gut bewaldet, mit in den Wald gestreuten Felsstrümmern, Gesteinshalden zwi-

schen gähnenden Schluchten, leichteren Wasserrunnen, die von der Thayaseite auch zum Aufstieg dienen, durchsetzt. Bei der Traufnißmühle führt über die Thaya eine Brücke, am rechten Flußufer zu einem nach Boppitz gehenden Hohlweg. Der Berghang oberhalb der Traufnißmühle wird Einsiedelleiten genannt. Man gelangt auf die Hochfläche der Leiten auf dem Touristensteig bei der Mühle steil empor oder aus dem Hohlweg rechts auf einem gebahnten Waldweg. Wir steigen gleich bei der Mühle den Hang empor. Die Aussicht wächst auf diesem Steige Schritt für Schritt, wächst ins Märchenhafte. Zuerst sieht man zu Füßen das schöne Gebäude der Traufniß, am linken Flußufer die bewaldeten Klippen der Granitstöcke, hoch darüber den Königstuhl. Im Rücken steigt die Stadt immer majestätischer empor, bis sie wie eine Königin auf prachtvoll gewirktem Teppich von Baum und Strauch, Feld und Fels, über der seeartig erweiterten Thaya Platz genommen hat. Die Kubberhänge zur rechten Hand sind nur zum Teile sichtbar. Einige Schritte höher gewähren uns den Blick in den finstern Schlund des Salamandertales, links unten lagert die pittoreske Bildung des Stierfelsens und darüber hinaus das auf- und niedergogende Kuppengelände des oberen Flußtales mit den dazwischen ragenden Klippen und gewaltigen Felsstrümmern der Granitzone. Ganz oben angelangt, genießen wir ein dort unaussprechlich anmutendes, da wild und beängstigend dräuendes Panorama. Unter uns ungeheure Trümmerhalden bis zu der tief unten smaragdgrün glitzernden Thaya, überhängende Felsmassen scheinen den Flußlauf zu sperren, aber gleich oberhalb der abenteuerlichen Felsgebilde blüht der Fluß wieder auf und lacht lebensfroh in die tiefgrünen Niefertwälder hinauf, zwischen denen die Heide ihre Herrschaft nicht ganz verloren hat. Auch wir stehen schon in ihrem Reiche. Ueber dem Ganzen webt aber eine majestätische Ruhe, eine gefangennehmende Erhabenheit, aus der ein azurblauer Himmel eine Andachtsstimmung zeitigt, wie sie uns in keinem noch so herrlichen Dome auf der ganzen, weiten Welt befällt.

Unser Fuß tritt weich in die biegsamen Zweige der roten, violetten und weißen Caluna, welche von unzähligen Wachholderstauden mit grünen und schwarzen Beeren reizvoll überhöht werden. Dort, wo die Caluna keine Nahrung fand, schauen uns ungezählte, korallenrote Sterne der Steinnelke grüßend entgegen und haben trotz ihrer Uebervölkerung dem goldgelben Ruhrkraut und der wie feltene Ordenssterne sich gebärdenden Carina den Ehrenplatz freigelassen. Zwischen allen

diesen Blumen schimmern hunderte und tausende zarte Glockenblumen. Da und dort lispelt eine Birke ihren Beifall diesen lieblichen Heidekindern zu, nicht leise ihnen zu die schwermütige Heidefieser. Jetzt drängen sich die Kiefern enger zusammen. Es scheint, als ob eine Ueberraschung käme. Zwischen zwei knorrigen Kiefern treten wir auf eine Halbkugle und sind durch den plötzlichen Gesamtanblick auf Fluß, Wald und Fels, Berghang und die Stadt gebannt und bezaubert. Die Ueberraschung will nicht weichen. Der Blick fällt zur rechten auf eine Felsstapel, die den Dichter Sealsfield ehrt. Laskar Meister sagt: „Der Geist seligen Friedens ruht auf dieser geheiligten Stätte und ein Hauch wehmütiger Sehnsucht umweht sie. Gefühle voll bitterster Wehmut und unstillbarer Sehnsucht waren es auch, die den hochstrebenden, aber unglücklichen, in seiner Standeswahl bedrohten Jüngling aus dem engherzigen Elternhause stets hierher locken mochten auf dieses von aller Welt abgeschiedene Plätzchen der einsamen Einsiedeleiten. Das zauberische Bild, das die Natur so groß und erhaben rings um uns entrollt hat, bringt uns unwillkürlich auf die Vermutung, daß der junge Pössl im sorgsamsten Belauschen dessen, was und wie die Natur denkt, spricht und fühlt, hier sich auch die erste Anregung geholt zu der Kunst seiner Naturmalerei, einer Kunst, in der er es später als Charles Sealsfield zur unübertroffenen Meisterschaft bringen sollte.“

In der That wirkt der Aufenthalt auf diesem Orte magisch auf den Naturfreund ein und läßt der Fantasie üppig die Ziegel schießen. Unvergeßlich bleiben mir die Nachtstunden, die ich hier verbracht habe, um im Anflug auf ein mit Apfelfäther getränktes Leintuch anprallende, seltene Nachtschmetterlinge zu fangen. Wenn ich hier mitterseelenallein sitzend, dem leisen Rauschen der Thaya wellen lauschte, die ausgedehnte Pöppitzer Heide im Rücken, ich glaubte bestimmt zu erwarten, daß Morse und Bob hier sich treffen. Nur ist hier der Hang zur Thaya grausig tiefer als der zum Jacinto. Bald war ich wieder in den Barancen Mexikos und fand diese der Thaya schlucht angemessener. Viele Gestalten, die Sealsfield geschaffen, zogen in solchen Stunden lebend an meiner Seele vorüber und ich glaubte fest, daß Sealsfields Geist hier noch immer wohne. Irgendwo las ich vom Sealsfieldstein:

„Schweigen muß hier jedes Klagen,  
 Deffnen muß sich Herz und Sinn.  
 Meister Sealsfield, leicht begreif' ich,  
 Daß dies war dein Lieblingsort.“

## 14. Die Ruhbergheide im Rauhreif.

Nicht nur der Frühling ist ein berühmter Dichter, auch der Winter kann bezaubernd poesievoll werden.

Wenn die Bäume im Stadtgebiete in Rauhreif sich kleiden, ist groß und klein entzückt über den herrlichen Anblick. Aber was ist das gegen den Rauhreif auf der Heide! Der geübteste Alexer in Glas kann diese Effekte nicht erzielen wie der Winter, der uns den Rauhreif bringt.

Von Edelspitz den Ruhberg hinan wandelt man an einem nebeligen Tag wie zwischen riesigen Glaswänden, in welche Wunder über Wunder geäht sind. Dein Fuß jagt, auf die schimmernden Grashalme zu treten, die in Millionen von Eiskristallen gehüllt, Dir entgegen schauen. Und streift sie dein Fuß von dem toten Pflanzengerüste ab, so hast Du das Gefühl, als hättest Du Dich gegen diese Erscheinung arg versündigt. Der verklärende Schimmer ist leise klingend abgefallen und der nackte Tod starrt Dir ins Gesicht.

Und wie die Gestalten rechts und links vom Wege wechsell! Dort das starre Gerippe des Himmelbrandes streckt sich stolz in die Höhe wie ein Scepter von feinstem Silber, mit zierlichen Knoten und Krabben bis oben auf besetzt. Der Himmelbrand sagt zu Dir: „Ich bin das Scepter des Königs der Heide von heute!“ So selbstbewußt steht er vor Dir. Und dahinter das Gerant von Brombeeren, das über Wildrosenbüsche wie ein schwerer Baldachin gelegt ist; der Reif zeigt noch von keiner Menschenhand gewebte Muster von Blatt und Frucht, Stiel und Stachel: Ein Phantasieornament ohne gleichen!

Wie öde sieht es dagegen in der Kammer unter diesem Baldachin aus! Da drinnen die Oede des Winters, darüber dessen Poesie. Durch den Kontrast kommt Stimmung in das Ganze. Du möchtest Dich am liebsten in dieser Grotte niederlassen. Aber wie Du so dastehst, weckt Dich leiser Aufschlag aus den Träumen. Hoch oben am Hang stehen Sträucher der Rainweide, voll besetzt mit Beeren. Du glaubst, bestimmst auf das Oval des Schlißes eines Biedermeierglases zu sehen. So fein mattsilberschillernd bietet sich Dir dieses Bild. Nur dort oben am rechten Astwerk fehlt der Schimmer. Eine hungrige Amsel hat die übereiften Beeren, die unter dem Eismantel wie Blatin schimmern, ungeduldig mit dem Schnabel gefaßt und geschüttelt, daß der Rauhreif Dir zu Füßen rollte. Jetzt erst kann sie die Beeren genießen.

Links die mächtigen Kirschbäume in den „Gepandeln“ (Niede) stellen Niesenbouquets aus getriebenen Silber dar und wenn die Niede Gepandeln ihren Namen von „Geban“ d. i. das Meer ableitet (es ist hier sehr feucht), so fühlst Du Dich an das Gestade des Eismerees versetzt, umso mehr als Dir dort oben am Begrand das von Raubreif umspinnene Tafelwerk der im Eise eingestorenen Fram erscheint; so täuschend lebenswahr wirken die Stränge des wilden Hopfens, die sich schräg von rechts und links zur Höhe eines ungewöhnlich hohen Schößlings des Spindelbaumes emporziehen, bis Dich die unter dem Baum geschlichteten Weinstöcke erinnern, Du seiest schon bald am Kuhberg oben. Fürwahr! Das ist schon die Heide! Aber über sie wogt ein dichter Nebel, so daß Du nur einige Schritte im Umkreis genug deutlich siehst. Hier die geschlossene Wand der Kuhberatiefern in der leichten Silberhülle, die Dir zwar feierlich, aber nicht mehr so düster ernst vorkommen wie sonst.

Sie regen sich wie in Gebeten  
 Und neigen ihr kristall'nes Haar;  
 Sie glauben an den Sturmpropheten  
 Und Jüngsten Tag in jedem Jahr!

(B. Seidel.)

Dort die knorrigen Eichen der Heide mit ihrem toten Blätterwerk, das eingerollt und in größter Unordnung trotz der starken Ueberzuckerung sich nicht recht zur Geltung bringt. Sie scheinen uns zu sagen: Wenn die Zeit kommt, dann schütteln nieder auf die Erde wir unsere Last mit Kraftgebärde und harren auf die „neue Zeit“. Wenn auch noch die Kräfte stocken, funkelt schon wie Harnisch das Schuppenholz der Rinde.“ Aber dafür die lästige Akazie, die in ihrer Hülle mit Zweig, Frucht und Dorn ihre Herkunft aus weiter Ferne so recht beweist, prahlt zu dreist mit ihrem Ausruf.

Und unter den Bäumen die durch Eis vergeisterten Schemen von Ginster, Salbei, Turmkrant, Brillenschote, Wegwarte, Taubnessel, Schafgarbe und Bergnelke! Eine Gesellschaft, welche Dich in diesem Aufzug seltsam bewegt. Der Farbensmeltz des Frühlings ist vorüber, vor Dir stehen die verklärten Geister, ein Windhauch und sie sind verschwunden. Aber da unter dieser Gesellschaft von Gespenstern regt sich doch ein wenig das Leben. Ein armes, hungerndes Mäuschen sitzt vor seinem Loche und schaut mit großen Augen die ihm so fremde, neue Welt an. Es möchte gerne vor, aber es traut sich nicht. Hinter der Kiefernwand lauere ich, um zu sehen, was

da geschehen wird. Das Mäuschen pußt sich den Bart, wird unruhig und schießt mit einem Male vor. Es rührt dabei an den Geist der Bergnelke und der Raubreif überschüttet den kleinen Hungerleider, daß er zu Tode erschrickt. Dann flüchtet er ins Loch und ist nicht mehr zu sehen.

Nach rechts dehnt sich ein Teil der sichtbaren Heide gegen die Stadt. Einen so kunstvollen Teppich aus Silberfäden wird eine Menschenhand nie zustande bringen, wie ihn hier Gras und Flechten, Moos und Hungerblümchen geflochten haben. Oder dort die viel feineren Gebilde als die zartesten Stuccos Duranguis. Und wie in einem Kaleidoskop zeigen sich nach weiteren paar Schritten andere Bilder. Dort sehe ich schon den Felsenriff; von ihm abwärts ballen sich Nebelmassen und rollen über die Heide. Stellenweise wird es lichter.

An der „Schwedenlade“ klingt das Schilfrohr leise, wenn der Windhauch es berührt. Ringsum Hunderte und Hunderte von versilberten Nagelpfötchen, dazwischen das hochragende Ruhrkraut, die Grasnelke und mächtige Büscheln von Ried- und Wollgras, so lebenswahr in Silber abgegossen, daß der alte Esserdinger mit seiner Kunst ein Stümper wäre. Soll ja hier der kunstfönnigen Kröte, die mit grün-schillernden Augen da unten den Klosterschatz hütet, geheimnisvolles Heim vorhanden sein, sie ist zu den Erdmännlein, die hier hausen, in die Lehre gegangen. Die sind aber seit jeher die tüchtigsten Meister in der Kunst des Erzgusses gewesen. Bis zum Wassertümpel ist ein Hase vorsichtig heruntergehüpft, um zu trinken. Wachholderbeeren sind zwar sehr gut, aber machen Durst. Und auch Meister Lampe paßt vorzüglich in diese Geisterwelt. Sein Fell ist stark silbergrau angelauten, echt silbern wird er nicht, er gehört ja noch nicht zu den Geistern. Während ich wieder zum Felsenriff emporsteige, wird es immer sichtiger. Plötzlich dringt ein Lichtstrahl durch einen schmalen Spalt der Wolken. Es zieht mich nieder auf die Knie, indem ich diese unsagbare Pracht betrachte.

Milliarden Fünfchen glitzern in dem Heideteppich, Milliarden Sterne funkeln in den Bäumen, eine Märchenwelt, wie sie ein Menschenauge nur selten gesehen, gesehen nur dann, wenn man die Heide kennt und liebt! Dann zeigt sie Dir ganz allein solche Schönheit!

Während der eigentliche Winter mit seiner großartigen Plastik der Schneedecke der große Meister der Barocke ist und großzügig seine Kunstwerke mit naiver Gleichgültigkeit aufstürmt, unbekümmert darum, ob sie gefallen oder nicht, ist der Raubreif der Künstler der

Kokozozeit. Er arbeitet ins Detail, setzt Eisnadeln an Eisnadel, Krystall an Krystall, fein und graziös.

Er läßt vor unseren Augen die Blütenpracht der ausdrucksvollen Kunstwerke Japans erstehen. Aber es genügt ein leiser Windhauch oder ein verschämter Blick der Sonne und die dem Frühling abgeseuckte Kunst ist verschwunden. Ungemein zart ist seine Kunst, ebenso zart ihr Bestand. Diese Kunst täuscht uns nur für Augenblicke über den Tod hinweg. Die eiserne Faust des mächtigen Barockmeisters Winter, hält die Natur in ihrem Baume.

## 15. Allerseelen am Ruhberg.

Die Tiere haben keinen Friedhof. Sie sind anders wie die Menschen. Sie lassen die Gebeine ihrer wenigen Sippengeossen, die eines Todes auf der Heide sterben, in Sonne, Wind und Regen bleichen, damit sie umso rascher zerfallen. Je früher dies geschieht, desto eher wird die an ihnen haftende Seele in einem anderen Gewande neues Leben beginnen. Mit dem körperlichen Tode ist die Seele nicht vernichtet worden, sondern sie wurde durch die ungefüge Masse des Körpers immer mehr und mehr behindert, bis sie in Letargie versiel. Mit der Auflösung des letzten Stoffteilchens wird sie auch nicht frei. Der Zerfall des Körpers ist eine andre Form des Lebens, welches zur Wiedergeburt von sogenannten Lebewesen führt. Sie entfaltet neues Leben, wenn auch in anderer Körpergestalt wie früher. Die Tiere stehen diesem Geheimnis des Lebens näher als die Menschen, welche erst in neuester Zeit die Auflösung der Materie durch Feuerbrand zu beschleunigen suchen. Die Menschen der ältesten Vorzeit und die Menschen jener Zeit, welche noch keine Dogmen in Fesseln geschlagen hat, taten es auch so. Die Tiere brauchen aber auch keinen Friedhof. Da müßte es beinahe durchwegs Kenotaphien (leere Gräber) geben. Man müßte Grabhügel aufwerfen, die leer bleiben, weil man die sterblichen Ueberreste des Verewigten nicht besäße. Der Mensch und andere Raubtiere haben ja die Armen längst in ihrem Magen bestattet.

Aber die Tiere halten auch Allerseelen auf der Heide. Sie kommen hier zusammen und erzählen einander von der Wandlung des Lebens. Ein Spitzmäuschen hat gesehen, wie die Seele ihrer Großmutter, an den letzten Nesten deren Körpers haftend, in die Wurzelfasern der Ephorbia aufgenommen wurde. Der schöne

Wolfsmilchschwärmer sog sie behaglich ein und gab sie an den Würger, der ihn tötete. Möglich, daß sie einen jungen Würger befeelen wird. Was dann aus ihr wird, wußte das Mäuschen nicht, denn der Würger lebt noch und ist von ihm sehr gefürchtet. Andere Tiere erzählten ähnliche Geschichten. Alle bestätigten, daß das Schicksal der Tierseelen, die in den Leib des Menschen kamen, das traurigste sei. Sie geraten in scheußlichen Unrat und das dauert so lange, bis sie eine entsprechende Körperform annehmen können. Lange dauerte die Versammlung. Auch menschlich kluge Vorschläge wurden gemacht, wie man sich der Gewalt des Menschen entziehen könnte. Aber es blieb da nur bei den Worten gerade so wie bei den Menschen es der Fall ist, wenn sie beraten.

Der Erddunst zog über die Heide in leichten Schleiern und in seinem zarten Gewebe erblickten die Tiere die noch unverorgten Seelen ihrer Vorfahren. Tiere und Tierseelen nickten einander freundlich zu, voll Zuversicht und Zufriedenheit. Sie riefen einander zu: „Auf Wiedersehn aus Jahr. Wenn wir auch Gestalten annehmen, welche wissen wir noch nicht, so werden wir uns doch erkennen.“ Das können die Menschen nicht, die auch Geister sehen wollen und sehen.

Und ein leiser Hauch zog über die Heide, ein Hauch des ewigen Lebens.

„Man wird in den Tod hinein geboren;

Man stirbt bloß in eine neue Geburt hinein.“

## 16. Weihnachten unterm Sealsfeld-Stein.

Dieser Gedenkstein des großen Dichters fällt jäh zur Thaya ab, ist hier bedeckt von gewaltigen Trümmerhalden, die jeden Augenblick in die Thaya rutschen könnten, um so viel früher hier einen Stauweiher zu bauen, bevor es die Menschen zuwege brächten. Südostwärts gähnt eine gewaltige Schlucht. In ihrem wirren Waldbestand liegt versteckt eine halbverfallene Jägerhütte. Man sieht sie nicht, bevor man nicht vor ihrem offenen Eingang steht.

Der 186. Jahrgang des Znaimer Kalenders (1924) kündete den Winteranfang auf den 22. Dezember, 3 Uhr 46 Min. morgens an. 18 Stunden später sollte die Sonne in das Zeichen des Steinbockes treten. Das war der Augenblick, da sie mit den Eisriesen in harten Kampf treten mußte. Ihre Kraft sollte fortan weltbeherrschend wachsen. —

Der Himmel war klar, die Luft rein, die Kälte groß, den Boden deckte feiner Schneestaub. Eine leise Unruhe beherrschte Wald und Fels. Die Tierwelt empfand ganz deutlich den großen Augenblick der Wintersonnenwende. Der König der Heide, der Uhu, befahl, daß die Tiere des Thanatales das Winterfest in jener Hütte feiern sollten. Emsig waren die Eichläzchen bemüht, den Raum mit Moos und Flechten auszupolstern, der Schwarzspecht vom Königstuhl schleppte die morsche Baumseele der Uferweide und der Sumpfpappel daher, befestigte sie in den Fugen der Balken, damit sie ihr magisches Licht über den Raum breite, ohne den Augen des Königs weh zu tun.

Auf dem Tische des Jägerhauses, wo noch die Krümeln von der Mahlzeit des letzten Jägers, der hier ausgeruht hatte, gelegen waren, war Reisig gebreitet und wurden von den Dohlen und Hähern neue Zweige zugetragen, um darauf den Reichtum der Mahlzeit aufzustapeln.

Der alte Fischotter vom Stierfelsen hatte eine Anzahl verschiedenartiger Fische herbeigeschleppt, der Fuchs saftige Bissen vom Hasen und Reh, die Eichhörchen foraten für Nüsse und Bucheckern, der Dachs brachte getrocknete Beeren der köstlichsten Art vom dürren Hübel, die Hasen und Rehe knusperige Salate der Einsiedel-leiten. Die schlaue Elster, die sich beim König einschmeicheln wollte, brachte Ebereschen, die stark in Gärung begriffen, dem Uhu gar wohl schmecken sollten.

Gegen Abend kam der König mit seinem Gefolge. Er nahm auf dem Moossthron gravitatisch Platz, befahl noch einige Baumseelen zu töten, das Licht schien ihm zu stark und hub an: „Der heutige Tag ist sozusagen seit Anfang der Welt der größte Feiertag. Er bedeutet eigentlich die Schöpfung der Welt. Die Sonne hat über die Finsternis gesiegt und das Leben geweckt. Wir wissen das seit Jahrmillionen und können uns diesem großen Augenblicke gar nicht entziehen. Die Einwirkung der Sonne und ihre Allmacht empfinden wir besser als die Menschen, welche sich von der Natur so weit entfernt haben. Diese Entfernung von der Natur nennen sie Kultur und sind stolz darauf. Sie ahnen gar nicht, daß die Kultur sie in den Bereich einer künstlichen Finsternis gebracht hat. Ihnen schwebt stets ein grauer Schleier vor den Augen, sie wissen gar nichts mehr, sie müssen nur glauben. Ein Zeitraum, der lächerlich kurz ist — etwas mehr wie zehn mal die Dauer des Znaimer Kalenders gerechnet ( $10 \times 186$  d. i. 1860 Jahre und 61 sind 1924), brachte ihnen bessere Einsicht durch einen

fremden Mann, den sie Christus nennen. Sie feiern zur Wintersonnenwende jetzt ihn, statt des Urquells alles Lebens: die Sonne.

Es ist aber noch ein anderer Unterschied zwischen uns und ihnen. Wir sind aufrichtig und ehrlich. Wir nehmen als die Stärkeren, oder im ehrlichen Kampfe unseren Zeitgenossen, wenn es sein muß, auch das Leben.

Sie aber töten die Seele des Nächten. Die Toren in ihrer Einbildung, als ob die Seele nicht ewig leben möchte! Sie glauben die Seele zu töten, seit sie das Fleisch des Nächten nicht mehr genießen. Sie töten aber auch dessen Leib, wenn die Kultur es zu befehlen scheint. Dann sterben Millionen des körperlichen Todes. So sind wir besser als sie und verstehen die Regungen der Natur voll und ganz. Der heutige Abend gilt seit Ewigkeit der Sonne."

Man sah den Mienen der Tiere an, daß sie den König verstanden haben. Dann ging es an ein fröhliches Schmausen. Die Gesellschaft unterhielt sich vorzüglich, am besten merkte man es an dem schäckernden Lachen der Elster.

Der Gesellschaft wurde es warm. Der König befahl die Türe zu öffnen. Da stolperte ein klumpiges Ding herein und knickte in sich zusammen. Die Elster nahm eine große Baumseele und beleuchtete den Eindringling. Es war ein Dackelhund, der jämmerlich zugerichtet war. Die Ohren waren zerrissen, Gesicht und Flanken von Blutkrusten bedeckt, er lag regungslos. Der Fuchs wollte über ihn herfallen, aber der König duldete dies nicht und sprach: „Erfrischt ihn und hört dann, was ihn zu uns gebracht hat.“ Da eilte der Dachs herbei, wusch dem Dackel die Wunden mit dem Saft des Odinskovies und gab ihm Ebereschen zu fressen. Bald war der Hund wieder munterer. Er erzählte, daß er mit einem Menschenentweib in den Wald gegangen und dort die Spur eines Kaninchens aufgenommen und sich verirrt habe. Auf der Suche nach der Herrin sei er durch das dichteste Gestrüpp gerast und habe sich so zerschunden. Der König machte eine finstere Miene und ließ sich vernehmen: „Du bist auf die Irrwege der Menschenkultur geraten. Wenn du nicht zufrieden bist, wirst du hierbleiben und dem Fuchse für meine Tafel Hasen jagen helfen.“ Aber der Hund fing an zu wuseln und zu heulen. Er bat flehentlich: „Lasset mich wieder zu meiner Frau.“ Der König knurrte ihn an: „Weiche hinweg, Verlorner! Nur der Umstand, daß deine Frau die Tierseele ein wenig versteht, rettet dir das Leben.“

Der Hund wankte hinaus, kam auf Umwegen in das Haus der Menschen, war aber seither sehr nachdenklich und ernst.

Am klaren Nachthimmel funkelten die Sterne wie große Diamanten. Da erscholl der Ruf des Waldkauzes. Der sollte die Gesellschaft verständigen, wenn die Sonne in das Sternbild des Steinbockes trete. Uebrigens fühlten das Herannahen dieses Augenblickes alle Tiere sehr deutlich. Alles drängte vor die Hütte. Da begegnete die Gesellschaft dem Siebenschläfer, der durch die magische Wirkung des großen Ereignisses aus dem Schlafe geweckt, herbeigehüpft war, um auch an der Feier teilzunehmen. Er ist zwar unter der heimischen Tierwelt ein Fremdling, denn erst die römischen Kohorten haben ihn über die Donau gebracht, aber er hat sich so gut eingebürgert, daß man ihn wohl leiden mochte. Dem König rann beim Anblick des Tieres das Wasser im Munde zusammen und er machte dem Fuchs ganz laut Vorwürfe, daß er ihm nicht diesen Lederbissen verschafft habe. Durch sein schmachhaftes Fleisch hatte sich der neckische Wilsch beim König dieselbe Anerkennung verschafft, wie er sie bei den römischen Soldaten seit Alters genossen hatte.

Der König erhob sich auf seinen mächtigen Schwingen gegen den Himmel und rief in die Nacht hinaus: „Zei uns gegrüßt, du heilige Stunde, die uns das Leben verbirgt für Ewigkeiten.“ — Und die Tiere standen gebannt im Zauber der Geheimnisse der Lebenserweckung. Dann suchten sie schweigend ihre Schlupfwinkel auf.

So feierten die Tiere des Thayatales die Weihnachten unter dem Sealsfeldstein.

## 17. Das Begräbniß auf der Heide.

Sonntaa haben sie die brave Frau in die Erde gesenkt unter großem Zulauf seiner Freunde und Bekannten und ihrer großen Verwandtschaft. Sie wußte, daß sie sterben müsse. Dem Tode in sein starres Antlitz unerschrocken schauend, ordnete sie alles und vergaß nicht nach anter, alter Sitte, genaue Anordnungen sogar über das Totenmahl zu treffen. Sie stellten den Sarg vor die Schule, rechts und links davon standen Kinder mit Kränzen und Blumen, acht Männer, in tiefer Trauer gekleidet, hoben den Sarg und trugen ihn zur Kirche nebenan. Ein Kreuzherr, ein Prämonstratenser und ein

echter Gottesdiener aus dem nahen Orte der sieben Höfe begleiteten den Sarg. Mächtig hallten die königlichen Psalmen in der kleinen Kirche des hl. Sigismund und nicht lange darauf sah man die Träger des Sarges zur Kirche herauskommen. Sie mußten den Kirchenweg zurückgehen, damit sie den Sarg über die Friedhoffstiege, die knapp bei der Kirche ist, in den Gottesacker tragen konnten. Und der Friedhof erst! Eine Idylle, wie sie nur der Tod schaffen kann! Schlichte Grabhügel mit Eisenkreuzen, da und dort ein Stein, der hier prozia mittun wollte. Ich drückte mich in die Ecke links beim Eingange und kam auf üppigem Ephenpolster zu stehen, vor mir das ganze Gräberfeld, das der Engel des Friedens mit seinen Armen liebevoll umschlossen zu halten schien. Ihr Glücklichen, die ihr in dieser engen Gemeinschaft so ruhig schlafen könnt! Wo ist der Dichter, wo ist der Maler, der uns dieses Bild verständlicher machen möchte?

Dort um die Ecke ist ja das Vaterhaus eines der größten Dichter aller Zeiten, aber der schilderte nie den Tod und seine stumme Majestät, sondern immer nur den großen Kampf des Lebens, aber den auch unübertrieben schön, und der Maler, der kommt nicht herein, weil er in der Enge zwischen Schule, Kirche und Friedhof seine Staffelei nicht durchbringen konnte.

Da nahm ich mir vor, morgen zeitlich in der Früh ganz allein diesen seltenen Einflang näher zu besehen. Ein braver Mann lud mich ein, in sein Haus zu kommen. Wir kosteten seinen vorzüglichen Heurigen und weil er mit der Entschlafenen verwandt ist, sprachen wir dies und das. Darüber vergaß ich die Zeit und die Sonne ging eben zur Küste, als ich den Weg heimwärts antrat. Ernste Gedanken begleiteten mich den ganzen „Pfaffensteig“. Als sich dieser zum östlichen Fuße des Kuhberges senkte, schreckte mich Schrammelmusik, Stimmengewirr und übermüthiger Gesang aus meinen Träumen. Dort unter der schönen gotischen Säule hat sich ein Buschenschant aufgetan. Vom Grabe sah ich mich verfehlt an die Schwelle ungebunden fröhlicher Lebensäußerung. Merkwürdig, ich konnte nicht mit einstimmen. Auch beneidete ich die Uebermüthigen nicht.

Zeitlich stand ich auf und kletterte zur Höhe des Kuhberges, ehe noch die Sonne aufgegangen war. Dort setzte ich mich auf jenen Felsenriff, der in den Gipfel des Berges eingesenkt ist und betrachtete das herrliche Bild vor mir. Leichte Nebelschwaden hoben sich über den Thayafluß, der Osten fing an zu erglühen. Die aufgehende Sonne warf ihr durch leichte Dunstschleier ge-

dämpfstes Licht gegen die vielen, vielen tausend Fenster der Stadt. Sie glitzerten mir entgegen wie riesige Almandine, das Leben fing an, durch die Stadt und durch die Heide ringsum zu pulsen. Nicht weit von mir hörte ich Schritte und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Heint is gautwi!“ (dunstig, grau). Das Wort riß mich empor.

Ich strich langsam durch den Teppich des Heidekrautes, in dem tausende von Bienen summten, zu jener Dreieckigkeit: Schule, Kirche und Friedhof, beisammen, sozusagen auf dem Handteller, wie es in alter Zeit überall war. Die Schule dient dem Wissen, die Kirche dem Glauben und der Tod will nichts wissen und nichts glauben. Er macht ganz selbstherrlich hinter dem Wissen und dem Glauben den großen Punkt, er kennt kein Fragezeichen und kein Ausrufezeichen. Und nach diesem großen Punkte fängt das Leben mit einem neuen Satz an.

Die Aussicht von dieser Höhe des Kuhberges, die sonst so schön ist, wurde immer verschwommener, je höher die Sonne stieg. Da stand ich schon vor dem Dorfeingang. Dieser Friede lag über dem Dorfe. Jemandwo hing eine Handdreschmaschine an zu knarren. Die Kirche war noch gesperrt. Wie ich so emporschauete, blickt mich vom Dachgiebel rechts ein stummes Mundgesicht ganz phlegmatisch an. Entweder hat es seine Funktion als Wasserspeier schon verlernt oder hat es der Baumeister vom Jahre 1864 in dieser Bestimmung nicht unterrichtet. Geradeaus fällt mein Auge auf das Gittertor des Friedhofes. Es ist mit einem Verierschloß gesperrt.

Da kommen zwei Knaben und sperren die Kirche auf. Ich drücke mich in der letzten Bank tief hinab unter's Chor. Hinter mir kommt jemand herein, seine Füße tasten die Stufe zur Orael ab. Mählig füllt sich die Kirche. Das Bild des Hauptaltars trifft das Auge in unendlich kurzer Zeit, man glaubt es mit den Händen greifen zu können, und der Priester, der mit seiner schönen, sonoren Stimme den kleinen Raum des Heiligtums so wunderbar verherrlicht, scheint den Segen nicht über die Häupter der Gläubigen herabzurufen, sondern in die Hände zu legen. Das Requiescat und die drei Vaterunser, einen Katafalk hatten sie nicht aufgestellt, ist ja doch die Gestorbene uns genau so nahe, werden tief empfunden und stille, ganz stille entleert sich die Kirche.

Ich trete aus der Kirche, direkt vor den trauernden Freund. Er zieht mich ins Haus. Kaum bin ich ins Zimmer getreten, dreht er sich rasch um, nimmt einen kleinen Schlüssel auf und mit den Worten: „Entschul-

dige, ich gehe nur einen Augenblick zu meiner Louise!“ war er fort. In zwei Sätzen war er an dem Friedhofstor. Und wieder ging es durch meinen Sinn: „Hier reicht sich Tod und Leben freundschaftlich die Hand; der große Punkt liegt in der Ewigkeit. Diese besteht eben aus lauter solcher Punkten.“

## 18. ssssss:sssssssssss . . . !

Dieser Ton surrt durch den Aether. Marconi eilt zum Apparat. Die Gelehrten stecken die Köpfe zusammen. Endlich einigen sie sich: „Dieses s ist ein Lebenszeichen aus unbestimmten Fernen, vielleicht ein Lebenszeichen einer Welt von Lebewesen fernere Planeten, die sich mit der Erde verständigen wollen.“

Ein neues s mit höhnischem Kolorit verbreitet sich in aufsteigender Flut über die Heide. Es ist die flügellose Saga-Herenschrecke, ein Nestik der Heide grauer Vorzeit, welche mit diesem Ton die Tierwelt der weiten Heide alarmiert. Es muß was ganz besonderes geschehen sein, denn ihr Signal ertönt immer wieder. Dabei kann ihr Pferdegesicht sich nicht höhnisch genug verzerren ob der Apterweisheit der Menschen. Da ertönt vom Kloster tief im Tal der weischallende Trauergesang der Glocken. Die große „Norberta“ sagt es den Tieren der Heide, daß ihr Freund und Schäger, der Lehrer da unten in der Klosterschule verschieden sei.

Alle Tiere werden rebellisch. Die da unter dem Heidekraut hausen, klettern empor auf die schwanken Halme des Verlarases und schwingen sie wie Trauerfahnen. Die weichenblauen Lauffäser rasen durch die Hänge, telephonieren hier am Becher des Mooses, benützen dort die Netze der Spinne zwischen den Heideglockenblumen zur drahtlosen Fernsprache, bringen tausende und tausende der zarten Heideglocken zum Tönen. Die blaue und die rote Zygæna sagt die Botschaft auf und niedersatternd bald der vornehmen Grassilie, bald der Sauerrose, deren Früchte sich schon in Trauer hüllen. Und erst die Heidelerche! Sie schwingt sich mit leise zitterndem Flügelschlage hoch in die Luft und verflündet von oben die Trauerbotschaft. Sie bricht mit schrillum Ton ab, stürzt sich wie leblos zur Erde und verkrümmt sich zwischen die Blätterrosetten der Armeria. Aber ihre Ansprache hat gezündet. Die Grasshalme der Heide strecken sich senkrecht empor, das Schilf am vermoorten Weiher erzittert, die knorrige Heidetiefer segt

mit ihren Nesten über den Boden, das Nadelgehölz fängt an zu raunen. Die Blätter der einsamen Birke dort oben am Granitsockel kispeln ihr Klage lied. Die Vogelwelt wird ängstlich, nur der Falke und der Vorkühn rufen die Nachricht laut ins schweigende Tal hinab. Es horcht das Reh und in seinem Auge glänzt die Träne.

Es hebt sich ein leichter Luftzug. Die Tiere wissen, der Schutzgeist der Heide kommt angefahren; sein Vorspann ist der Wind, sein Gefährte der Sturm. Bald raft der über das Heidemeer und tausendfach abgetönt in Schwall und Ton tobt sich das Gefühl der Trauer aus. Dann wird es wieder stille, die letzten Wolkenseiten sinken jagend unter den Horizont, das Mondlicht ergießt sich über die Heide: Totenstille. Was ist das dort oben am Felsenkrat?

Da haben sich die Tiere versammelt und halten die Trauerfeier für den Entschlafenen.

Nach der Ansprache, die der Buchfink in Brustton der Ueberzeugung begeistert herausgeschmettert hat, tritt die Gottesanbeterin vor, sagt den Psalm und dirigiert das musikalische Requiem. Das Solo hat die Nachtigall, leise begleiten sie die Cistaden und die Grillen. Das Amt zelebriert der Ziesel. Er sagt: „Meine Vorfahren reichen bis in die Zeiten der Saagschrecke zurück, als diese hier noch die erste Geige spielte.“ Weil er sich sehr würdig benimmt, haben die Tiere nichts einzuwenden. Es will zwar die Brillantechse ihr Geschlecht als das weit ältere reklamieren, aber sie beherrscht das Wort nicht genügend, um durchzudringen. Die Trauerfeier ist vorüber, die Tiere setzen sich an den reichen Tisch der Heide zum Totenschmaus.

Es graut schon der Morgen. Mit lautem „ted, ted“ schwingt sich die Vohle vom Turm der Klosterkirche auf die Heide und läßt sich am Felsen nieder. Sie nickt zwei-, dreimal und spricht dann: „Wie ich soeben von der Frau eueres Freundes hörte, will der Lehrer hier auf der Heide begraben sein.“ Mit Jubel begrüßt diese Mitteilung die ganze Heide. Aber der Iael setzt seine Brillen auf, blättert in einem Buch, das voll ist von menschlichen Gesetzen und sagt: „Dem entgegen stehen die und die §§.“ „Ach was“, sagt die frohgemute Bachstelze, „jetzt haben sie unten Republik, da kann jeder machen, was er will.“ Aber man hört nicht viel auf sie. Eine Lobeshymne jagt die andere, die dem Entschlafenen gelten.

Man weiß nicht, hat er die Tiere, oder die Blumen lieber gehabt. Stolz erzählte es von sich die Lerche, daß

sie sein Liebling war. „Schweig“, sagt der Schillerfalter, „ich war sein Glück“. Da mischt sich die Bergaster hinein; „Nein, ich stand ihm am nächsten.“ „Gefehlt“, ruft der Chor der weißen, blauen und gelben Zwerglilien, „uns war er am gewogensten.“ Da kommt aus jenem Erdrisse ein Weilschen heran und meinte: „Uns nahm er mit nach Hause und erzählte uns immer von einem gewissen Mendel. Mit der Zeit erkannten wir uns selbst nicht, wie sich unsere Farbe verändert hat. Und wir folgten ihm aufs Wort und mußten machen, was er wollte. Ich war zuerst blau, dann weiß, dann cyanrot und jetzt bin ich wieder blau.“

Da meldete der Ruckel vom Siegfelsfeldstein: „Uns hat er immer aus einem Buche vorgelesen und erzählte uns oft von einem gewissen Siegfelsfeld, der auch in fernen Landen unsere Heimat pries. Und wenn Siegfelsfelds Geist hie und da kam und Nachschau hielt, da sagte er uns immer: „Haltet ihn hoch, calculiere, er ist euer.“

Mit einem Ruck fiel da ein Stein polsternd vom Felsriff ins Moos herab und von unten drang die Stimme empor: „Was das für ein törichtes Geschwätz ist, das gar nichts wiegt. Er hat in meine Werkflatt hineingeguckt und den Menschen ausgeplaudert, wann ich mit dem und jenem Genossen in Kompagnie auftreten bin. Ich sollte ihm daher darob eigentlich böse sein, meinte Pluto, aber eines schlage ich ihm hoch an: „Er hat meine alten, frosterstarrten Glieder wieder in ihr Element gebracht, ins Feuer. Vor Vergnügen schmolz ich zu jenen schönen Gefäßen, die dort die Menschen haben. Ich will ihnen zwar nicht dienen, aber es freut mich, daß meine altersgrauen Glieder in dieser Form zu neuem Leben erwacht sind.“

Als auch die Steine den Verstorbenen als ihnen gehörig erklärten, beschloß die ganze Heide, ihm in ihrer Mitte einen Platz zur langen Ruh' zu geben.

Die Heide merkte nicht, daß ein Gewitter aufzog. Brasselnd traf ein Blitz den Felsen. Wie ein Holzpflod zerfiel der Stein in Trümmer. Und eine Stimme sagte: „Auf mich vergesset ihr ganz; ich, der hier Alles beherrscht und ordnet. Seit mir unser Herrgott die Blitzkammer anvertraut hat, spähe ich nach allen Seiten in der Welt herum, wer sich noch meiner erinnert. Niemand als euer Liebling, der meine Wettermaschine dort in der Herzogsburg wieder befehlt hat. Deshalb habe ich mir vorgenommen, eueren Plan mit allen meinen Kräften zu unterstützen. In meiner Blitzkammer habe ich geheime Schränke, in denen die noch unerkannten

Kräfte der Elektrizität schlummern. Ich schicke sie in Form von Wellen in die Welt und regiere diese wie ich will. Was heißt Telefunken? Da bin ich viel weiter! Meine Wellen wecken das Leben und lassen es ersterben, meine Wellen lenken aber auch die Gedanken.“ Und er hieß die Sagaschrecke ihren Apparat spielen, denn gerade hielten die Bauern im Klosterdorf des Lehrers Sitzung darüber, ob sie dem † Lehrer das Heidegrab auf ihrem Grund und Boden geben sollen. ssssss...! ertönte es plötzlich im Raume. Und der Bürgermeister machte ein verklärtes Gesicht und meinte: „Also Maner, er hat die Hoax so gern ghabt, gebu mir eahm das Fleckerl unterm Stoan.“ — So kam der Lehrer zu seinem Heidegrab.

Sie senkten ihn hinab und setzten auf den vom Blitz gesprengten Steinblock ein hohes Holzkreuz. Und weil sie vom Verstorbenen viel von Blitz und Blitzableiter gehört haben, setzten sie dem Kreuze eine Eisenspitze auf. So liegt er jetzt dort oben, unter jenem Kreuz, das so weithin über die Heide leuchtet.

In der ersten Nacht seiner Ruhe in dem von ihm selbst gewünschten Bette kam „die Heide“ um zu fragen, was ihr Liebling wünsche. Aber die kluge Ameise verhinderte die Frage, indem sie entschied: „Es ist doch erwiesen, er wünscht nichts als die Heide.“

Und es kamen Menschen und wollten auf dem Grabe Blumen pflanzen. Aber es gedieh da nichts, gar nichts. Nach langem Mühen gaben sie die Arbeit auf und die Heide ergriff uneingeschränkten Besitz vom Grabe. Im Windhauch der Heide wiegen sich die schwanken Zweige der Calina und leuchten rot. Steigt aber ein Gewitter auf und durchwühlt der Blitz den fargen Heideboden, so leuchtet weithin vom hohen Grabkreuz auf der Heide das St. Elmsfeuer!

## 19. Der dürre Hügel. (Dürrhübel.)

Der Kuhberg zieht von Nord nach Süd und senkt sich gegen die niederösterreichische Grenze zum Dorfe Staidling. Hier entsteht eine Einsattelung, von welcher gegen Osten ein breiter Felsenriegel mit tiefeingeschnittenen Hängen emporragt. Er trägt das Kleid der Kuhbergheide, sein Gerüst ist aber echter Granit, der noch der moravischen Zone im böhmischen Massiv zugezählt wird. Von Norden und Südwesten wird der Riegel von einem Wassergraben umschlossen, der an einer Stelle vermoort ist. Gegen Osten senkt sich der Fels zur Bahn

hinab und trägt an dem niedersteigenden Gange kleine Anpflanzungen. Gegen Süden stuft sich die steile Abdachung einigemale ab, bis zum vorüberziehenden Feldweg.

„Dürrehübel“ heißt der Ke gel, weil er im Hochsommer kahl und öde, bar jeder Vegetation, fuchsrot dem Beschauer entgegenleuchtet. Aber im Frühjahr und im Herbst, bei anhaltendem Regenwetter, da prahlt er mit der Herrlichkeit seiner Pflanzendecke, wie man sie weit und breit nicht findet. Es ist echte pannonische Flora. An ihm kann man so recht absehen die Jahreszeiten der Tropen: Die Leppigkeit der Regenzeit und den Tod des Tropenwinters, wie ihn die Sonnenglut erzeugt. Zu jeder Jahreszeit mutet der Hügel den Wanderer verschieden an. Im Winter aber sieht er aus, wie ein stark mit Zucker bestreuter, riesiger Gugelhupf.

Im Vorfrühling, wenn das Schneewasser ihn umringt, gemahnt er an eine uneinnehmbare Bergfeste und das Auge sucht vergebens die Ruinen auf seinem Rücken, da sich das Kastell nicht zeigen will. Im Frühling sticht er aus dem zarten Grün der Saaten durch sein dunkleres Kolorit hervor, zwischen scharfen Felstauten und tiefen Gräben. Die ersteren stahlblau angehaucht, die letzteren aschenfahl. Im Sommer präsentiert er sich als echtes Riß, an dem sich die Brandung des wogenden Mehreumeeres lautlos bricht. Im Herbst, wenn die Nebel um seinen Rücken tanzen, erscheint er gespenstig — geheimnisvoll.

Ich habe ihn oft besucht und zu jeder Jahreszeit gesehen. Ich habe ihn so lieb wie den Stuhberg, mit der stillen Wehmut seiner Heide.

Er hat es mir schon vor vielen, vielen Jahren angetan, als ich unter blühenden Mirschbäumen wandelnd, seiner gewahr wurde. Als ich ihn zum ersten Male zu Ostern 1889 bestieg, war mein Erstaunen maßlos. Tausende und tausende Zwergsilien sah ich sanft gebettet in einem Polster von Moos und zartem Heidegras. Der Anblick machte mich wirr und blendete mich durch den unberechenbaren Wechsel der Farbenpracht: rot, gelb, blau, violett, weiß, weißgrün, grüngelb, lila — mir verfiel die Farbenskala — schimmerten mir die zarten Blumen entgegen. Diese herrlichen Blumen schienen aus Wachs geformt. Sie übersäeten den ganzen Hügel, zwischen ihnen zahllose Weilschen, stolze Steinbrecharten, eine märchenhafte Pracht! Das Stimmungsvolle lag in der entzückenden Unordnung, wie die Göttin Flora ihre Lieblinge hier ausgestreut hat.

Ich vergesse diesen ersten Anblick nie!

Oft und oft habe ich dieses Märchen wiedergesehen, war immer gleich stark bewegt von dieser seltsamen Erscheinung.

Und der Gegensatz im Winter!

Ich scheute mich, in die Mabasterdecke des Schnees den Fuß einzudrücken, so wohlgeformt war die Hülle, die sich um den Berg als Königsmantel legte. Und die schwarzen Tupfen in diesem Hermelin waren einige Sträucher, denen der Wind den Schnee von den Haaren geschüttelt hatte und einige flechtenreiche, alte Steinköpfe, die neugierig aus der Schlafdecke hervorlugten.

Da regt sich etwas tief unter mir in der schüsselförmigen Mulde. Rufend klettern Rebhühner den Hang hinan. Ueber mir ertönt ein Säusen und ein Raubvogel stößt unter die Hühner. Aber bevor er das Huhn richtig erfaßt hat, fährt aus seinem Felsenloche Reinecke und verschwindet mit der abgefangen Beute spurlos im Geklüfte.

Und Totenstille ringsum.

Von der Säidlinger Straße her hört man Peitschenknallen, dann wieder Ruhe, die weiße Ruhe des milden Winters.

## 20. Am Südrand der Ruhbergheide.

Der Heiligenstein bei Ober-Nezbadh.

Einmal mußte ich doch zum Heiligenstein hinaus. Ich durchstreifte die Heide des Ruhberges über die Edelspitzer Waldanteile mit ihren poetischen Blößen voll Graslilie, Baldrian und der hohen, pfirsichblättrigen Glockenblume im schattenden Jungmais, vorüber an dem koniger Fichten- und Föhrenbestand mit seinem Reichtum an ehbaren Schwämmen, mit seinen stark duftenden Alpenweilchen in den scharfkantigen Erdrissen, vorüber an der einsamen St. Johannesstatue am Poppitzer Wege, in deren Rückengelände die prächtige Bergaster heruntergrißt, an den Obstgärten des Geburtsortes Scalsfelds (Poppitz) entlang zur Cholerakapelle im weichen Polster des Heidekrautes. Zwischen mächtigen Felsblöcken, zwischen den Säidlinger, gar altertümlich mit Steinplatten umrandeten Brunnen hinab zur Kirche des heiligen Wolfgang in Gnadlerzdorf, von da aufwärts über die österreichische Grenze in echte, unverfälschte Heide Landschaft mit ungeheuerlichen Felsstrümmern zum Heiligenstein!

Unter dem Laubdache einiger Koffkastanien, die in der Heide frommer Sinn gepflanzt, steht eine kleine

Kapelle. Die Heide will diese fremden Eindringlinge nicht dulden, ihr Laub ist gelblich, sie kränkeln.

Weiter rechts gewahrt man die letzten Spuren von Grundmauern einer abgebrochenen Feldkirche. Ostwärts der Schutthausen sieht einem Tumulus täuschend ähnlich.

Vor uns ein großartiges Panorama! Unten, am Fuße der Hänge schlängelt sich die uralte Salzstraße. Im Bogen liegen die Orte Kaidling, Gnadlersdorf, Mitter- und Ober-Nezbach, dahinter Unter-Nezbach, weiter westlich Neß mit seinen Windmühlen, dahinter Nalb. Dort leuchten die Tumuli des Neßer Seegrundes aus der Ferne, gegen Westen aufsteigende Weingärten, gegen Himmel aufhorchender Wald, darüber schwebende Sonnenglut. Sehen wir uns die Kapelle näher an. Ein kleiner halbrunder Bau, der ähnlich wie beim Heiligenbründl im Granitztal eine Quelle faßt. Ueber der Quelle, die durch eine Holztruhe verschlossen ist, erhebt sich ein Altar mit einem primitiven Marienbild. Vor der Kapelle modernes Klinkerpfaster, unter den Bäumen zwei Bänke.

In einer Mulde zwischen Kapelle und den Resten der alten Kirche liegt aber ein ganz merkwürdiger Stein. Groß wie ein mächtiger Altartisch, zeigt er 12, deutlich in der Granitmasse schalenförmig vertiefte Fußsparungen, von denen die in der Mitte gelegene die größte ist und mit mehreren umliegenden durch Rinnen verbunden erscheint.

Im Angesichte dieses Steines wird mir die raunende Sage verständlich, daß dies Gebilde einen Opferstein bedeute. Ich kenne aber noch einen solchen Stein bei Gnadlersdorf und hunderte solcher Bildungen von Blabingas aufwärts über Unter-Nadisch bis Theresiendorf. Wir haben es da mit ganz natürlichen Verwitterungsvorgängen zu tun, denen noch der Frost zuhülfe kam. Dieser Granit ist noch dem Pegmatit zuzuzählen, dessen große Glimmerklumpen ausgewittert sind. In der so entstandenen Höhlung hat sich Regenwasser angesammelt; das gefrierende Wasser hat durch seine Ausdehnung den Schalenrand nach innen eingeschliffen, Pflanzen haben sich hier angesiedelt und die Schale immer mehr vertieft. Auf den Riesenblöcken dieser Art bei Nadisch wachsen mächtige Bäume, die Schalen können ganz gut für Kinder eine Badewanne abgeben.

Das alles ging durch meinen Sinn; während ich dem Volke in seiner Art Recht zu geben geneigt war, schreckt mich ein kurzes Rascheln dürren Laubes auf. Eine Frau steht vor der Kapelle und betet. Dann wirft

sie mir einen mißtrauischen Blick zu und schleicht zu dem „Opfersteine“.

Während sie hier ihre Andacht fortsetzt, trete ich näher. Endlich blickt sie sichtlich verwirrt auf und meint: „Schr'z, das ist ein alter, sehr alter Stein. Diese Löcher kommen von unseres Herrgotts Knien. Wenns regnet, kommen die Leute und waschen den Kindern die Augen mit dem Wasser, das in den Löchern stehen bleibt. Moragn kommt eine Prozession von Gladitz her“.

Sch: „Kommen öfters Prozessionen hierher?“

„O ja, besonders zur Zeit der Schauer (Gefahr des Hagelschlags). Die Leute nehmen das Essen mit und trinken das Wasser des Heiligensteines.“

In alledem liegt eine sehr dunkle, aber richtige Erinnerung an die Heidenzeit. Seit undenklichen Zeiten brennt hier das Johannisfeuer und zu gewissen Zeiten sehen die Leute ein Lichtlein über dem Opfersteine schweben.

Opferbrand und Opferschmaus dämmern so aus lange, lange entschwundener Vergangenheit auf.

Daß wir es hier mit einer alten Kult-Stätte zu tun haben, ist für mich gewiß.

Als nämlich Gnadlersdorf die Wallfabrerscharen zu seiner wundertätigen Wolfgangquelle lockte, zogen noch immer viele Menschen zum Heiligensteine. Darauf spekulierte noch im 18. Jahrhundert der Oberrexbacher Pfarrer und erbaute eine Kirche beim Opfersteine.

Er hat sich nicht getäuscht. Scharenweise kamen sie und brachten ihren Obolus.

Das aing dem Brucker Abte wider den Strich. Als kluger Mann hat er sich mit Papst und Bischof abgefunden und die Kirche mußte zu Kaiser Josefs Zeiten verschwinden. Fortan genoß St. Wolfgang ungeschmä- lert seinen Ruhm bis in die Neuzeit.

Der Südrand der Ruhbergheide brachte uns eine interessante Bekanntschaft.

„O Natur, du bist die heilige Sprache Gottes.

Dich fassen, dich genießen ist ein stummes Gebet!“



